

Christiane Müller

Sonntagsarbeit

Eine evangelische Pfarrerin packt aus



© 2015 Christiane Müller
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Verlag: Windsor Verlag
ISBN: 978-1-627843-71-3

Titelbild: © george kuna - Fotolia.com
Umschlaggestaltung: Julia Evseeva
Layout: Julia Evseeva

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	7
TEIL I	10
<i>Die unvergesslichen Lehrjahre der Vikarin Müller</i>	
TEIL II	72
<i>Unter Pinguinen – Mein Jahr in einem evangelischen Kloster</i>	
TEIL III	108
<i>Meine erste eigene Stelle - Ebersburg in Oberfranken</i>	
TEIL IV	150
<i>Spätaussiedler, Jugend und tiefe Ernüchterung</i>	
TEIL V	175
<i>Ausstieg!</i>	
EPILOG	178
<i>Lilien und Vögel</i>	

VORWORT

Mein Name ist Christiane Müller.

Ich bin Pfarrerin.

Jedes mal wenn ich das erzähle, kommt von irgend einem Witzbold die Bemerkung: „Toll, ich wäre auch gern Pfarrer, da muss ich ja nur einen Tag in der Woche arbeiten!“

Meine Realität sieht anders aus. Zum Tätigkeitsbereich eines Pfarrers gehören neben dem Gottesdienst am Sonntag und dessen Vorbereitung pro Woche: Sechs Stunden Religionsunterricht an öffentlichen Schulen. Zwei bis vier Stunden Konfirmandenunterricht. Taufen und Vorgespräche zu Taufgottesdiensten. Beerdigungen und Trauungen, mit den jeweiligen Vorgesprächen und dem Auffassen der Predigt. Verwaltungsaufgaben und Personalführung (z.B. in kirchlichen Kindergärten). Die Leitung diverser Gremien, besonders des Kirchenvorstandes. Geburtstagsbesuche bei Senioren. Krankenbesuche und Besuche in Altenheimen. Vorbereitung und Durchführung von Bibelkreisen, Kindergottesdiensten, Seniorenkreisen und anderen Gruppen und Teams. Pfarrer und Pfarrerinnen sollen zu öffentlichen Anlässen erscheinen: Schützenfest, Jubiläum des Dackelzüchtervereins und dergleichen mehr. Vielerorts wird erwartet, dass man sich selbst im Vorstand eines der örtlichen Vereine engagiert. Ferner haben wir zu tun mit: Konfliktbewältigung unter Mitarbeitern. Teilnahme an Konferenzen und Fortbildungen. Und natürlich muss man jederzeit und überall ansprechbar sein.

Pfarrer zu sein ist kein Beruf wie jeder andere. Es ist eine Aufgabe, mit der man vierundzwanzig Stunden am Tag lebt. Das kann sehr erfüllend und beglückend sein. Und es kann leider auch das Gegenteil sein. In diesem Buch lernen Sie meinen Beruf kennen. Ich will Ihnen das Beste und Lustigste aus zwölf Jahren in diesem Amt erzählen. Aber auch über die Schwierigkeiten nicht schweigen.

Alles, was ich schreibe, ist genauso passiert. Na gut, manche Sachen schmücke ich schon ein wenig aus. Orts- und Personennamen sind geändert, bzw. fiktiv. Bei Seelsorgegesprächen habe ich natürlich außer den Namen noch etliche andere Dinge verändert. Wegen der Schweigepflicht.

Weitestgehend lasse ich mein Privatleben in diesem Buch außen vor. Natürlich bin ich nicht nur Pfarrerin, sondern auch noch Tochter, Nichte, Schwester und Freundin. Ich habe Hobbys. Vor allem singe ich gern, lese viel und spiele Geige. Ich trinke viel lieber Tee, als Kaffee. Auch wenn es in diesem Buch den Anschein hat, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ständig Kaffee trinken.

Ich widme mein Buch zwei Kollegen, denen ich viel verdanke, weil sie mich durch meine ersten Berufsjahre hindurch als Mentoren begleitet haben. Hier in diesem Buch heißen sie Hans Keller und Manfred Kinzinger. Ebenso danke ich allen, die mir auf meinem Weg wohlgesonnen waren: Freunde, Familie, Kollegen und Kolleginnen und die überwiegende Mehrheit meiner Gemeindemitglieder.

Immer wieder hatte ich in meinem Dienst auch zu kämpfen. Besonders zermürbend ist es, wenn Menschen vorne herum schön tun und hinten herum lästern, hetzen und einen bei Vorgesetzten anschwärzen, ohne den Mut aufzubringen, vorher das Gespräch zu suchen. Zum Glück durchschauen das die meisten Vorgesetzten recht schnell. Einer von Ihnen meinte einmal augenzwinkernd

zu mir: „Bleiben Sie locker, Frau Müller. Und seien Sie guten Mutes. Sie wissen ja. Die Lästerer werden in der Hölle an der Zunge aufgehängt!“

Da musste ich dann doch lachen.

Und gebe diese Warnung hiermit an alle weiter, die sie hören wollen.

Christiane Müller, Frühjahr 2015

TEIL I

Die unvergesslichen Lehrjahre der Vikarin Müller

Wie wird man Pfarrerin?



Wie wird man eigentlich Pfarrerin? Auf diese Frage gibt es vermutlich so viele Antworten, sie sonntags Pfarrerinnen und Pfarrer auf Kanzeln stehen. Es ist ein höchst individueller Prozess. Etwas verallgemeinernd kann man wohl sagen: Man braucht für diesen Beruf einen mittelgroßen Knall gepaart mit grenzenlosem Idealismus und natürlich Gottvertrauen. Man muss von etwas begeistert sein: Von Gott, von der Bibel, von der Idee, die Welt zum Guten zu verändern.

Wenn man dann noch einen aufgeweckten Geist und einen gewissen kirchlichen Background mitbringt, stolpert man relativ leicht ins Theologiestudium und später in den Pfarrerberuf. Den aufgeweckten Geist braucht es vor allem zum Erlernen dreier Sprachen (Latein, Altgriechisch und Hebräisch). Und natürlich um den ausufernden theologischen Diskussionen in Seminaren und Vorlesungen folgen zu können. Das Theologiestudium machte mir großen Spaß. Wir haben viel gelernt und viel gelacht. Leider endet dieses wundervolle Studium mit einem der härtesten Examen, die die universitäre Landschaft zu bieten hat. Etwa die Hälfte der Kandidaten fällt

beim ersten Examen durch. Auch beim zweiten Examen wird noch einmal gesiebt. Aber wenn man diese Hürden genommen hat, ist man drin und kann sich über einen absolut krisensicheren Arbeitsplatz, Beamtentgehalt und eine mietfreie Dienstwohnung freuen.

Neben den doch recht ungewöhnlichen Arbeitszeiten gibt es im Dienstrecht der Pfarrerinnen und Pfarrer noch ein paar Besonderheiten.

Die erste nennt sich „Residenzpflicht“. Dieses Wort, das einem Normalbürger allenfalls im Zusammenhang mit Aufnahmeverfahren für Asylbewerber bekannt sein dürfte, besagt, dass ein Pfarrer oder eine Pfarrerin nicht nur das Recht auf eine Dienstwohnung hat. Sondern auch die Pflicht diese zu bewohnen. In meinem konkreten Fall bedeutete das: Ich habe als Single in Pfarrhäusern gelebt, die auf fünfköpfige Pfarrfamilien ausgelegt waren.

Das zweite: „Präsenzpflicht“. Das bedeutet, dass sich ein Pfarrer ohne vorherige Abmeldung im Dekanat nur so weit aus seinem Gemeindegebiet entfernen darf, dass er binnen einer Stunde wieder da sein kann. Für alles andere braucht er dann auch eine Vertretung, die in dringenden Fällen ansprechbar ist.

Das alles weiß man zwar, wenn man Theologie studiert. Aber es wissen und damit leben sind zwei Paar Schuhe.

Gottvertrauen



Ganz oft werde ich gefragt, ob ich als Pfarrerin denn „das alles“ selber glaube.

Ich frage dann zurück: „Was meinen Sie denn mit das alles?“

„Naja, was die Kirche so lehrt!“

„Was genau verstehen Sie unter dem, was die Kirche so lehrt?“

„Na ja, das mit Jesus. Dass der von einer Jungfrau geboren worden ist, und dass die Bibel wahr ist und so.“

Ich antworte darauf meistens: „Ich glaube das, was notwendig ist, um als Christ leben zu können. Ich glaube, dass Gott uns liebt und dass er uns in Jesus ganz besonders nahe gekommen ist. Ich glaube daran, dass das Leben und Liebe stärker sind als der Tod. Und dass es möglich ist, in einer Welt ohne Hass und Krieg zu leben. Und dass es auch auf uns ankommt, ob diese Welt wieder ein Paradies werden kann oder für viele eine Hölle bleibt.“

Ich glaube an die Kraft der kleinen Schritte. Ich glaube daran, dass ich im Leben und im Tod getragen bin von der Liebe Gottes. Und ich glaube daran, dass Gott jeden Einzelnen als ein Werkzeug gebrauchen will, um die Welt zum Guten zu verändern.

Das glaube ich.

Mehr brauche ich nicht zu glauben, um mit Überzeugung Pfarrerin sein zu können.

Start ins Vikariat



Der erste Abschnitt im Berufsleben eines evangelischen Pfarrers nennt sich Vikariat.

Das Vikariat entspricht dem Referendariat bei Lehramtskandidaten. Das heißt: Man wird für den Probendienst für zweieinhalb Jahre irgendwohin entsandt (in der Regel kann man sich den Einsatzort nicht aussuchen) und unternimmt dann unter der kundigen Anleitung eines Mentors seine ersten Gehversuche im Dienste der Rettung der Menschheit.

Mich verschlug es zum Vikariat aus der Bayernmetropole München nach Lauf an der Laber. Das ist ein Dorf im Speckgürtel von Nürnberg. Mit der S-Bahn braucht man ungefähr zwanzig Minuten in die Nürnberger Innenstadt.

Ich habe meinen Dienst im Herbst 2001 begonnen.

Mein Mentor



Die wohl wichtigste Person im beruflichen Leben einer Vikarin ist der Lehrpfarrer, auch Mentor genannt. Mein Mentor war ein ausgesprochen liebenswürdiger Kollege mittleren Alters. Hans Keller heißt er. Er war mir wohlgesonnen und hat mich immer fair behandelt. Wenige Jahre zuvor erst war er von einem achtjährigen Auslandseinsatz in Rio de Janeiro ins vergleichsweise kalte Bayern zurück beordert worden. Dass er Brasilien nachtrauerte, merkte man fast jeden Tag. Hier in Deutschland war ihm alles zu steif, zu bürokratisch, zu wenig lebenslustig. Vor allem hasste er den mit der Pfarramtsführung verbundenen Papierkram. Er lachte gern und viel und sprach lieber portugiesisch, als deutsch. Am liebsten hätte er wohl seine Koffer gepackt und wäre zurück gegangen nach Rio, der wie er sagte schönsten Stadt der Welt.

Seine vier Kinder sprachen ebenfalls besser portugiesisch als deutsch und hatten es deshalb in der Schule schwer. Die Jüngste hatten sie in Brasilien adoptiert. Ein bildhübsches dunkelhäutiges kleines Mädchen.

Hans war also mein Ausbildungspfarrer. Mit ihm besprach ich jede Woche meine Erfahrungen in und mit der Kirchengemeinde – und wir hatten immer einiges zu besprechen.

101 Geburtstagsbesuche



Eins der ersten Dinge, die ich zu meinem größten Erstaunen im Vikariat erkannt habe, war, wie viel Wert in einer dörflichen Kirchengemeinde noch auf den Geburtstagsbesuch des Pfarrers gelegt wird. Der Pfarrer hat seine Schäflein zum Geburtstag zu besuchen, und zwar zu runden Geburtstagen ab einem gewissen Alter, meistens ab siebzig. Das kannte ich aus München nun überhaupt nicht. Einmal, ein einziges Mal, hatte ein Kollege den Versuch unternommen, meine Großmutter seligen Angedenkens zum Geburtstag zu besuchen – es war der fünfundsiebzigste, glaube ich. Jedenfalls war ich wohl ungefähr zehn Jahre alt.

Die Szene ist mir unvergessen. Die ganze Familie war zur Feier des Tages bei Kaffee und Kuchen versammelt. Es klingelt. Meine Oma öffnet. Vor der Tür steht ein uns völlig unbekannter Mann (wir gingen nicht so oft in die Kirche).

„Grüß Gott, Pfarrer Meier mein Name, werte Frau Müller, ich wollte Ihnen gerne im Namen der ganzen Kirchengemeinde St. Matthäus zum Geburtstag gratulieren und Ihnen den Segen“

Meine Oma guckte ihn völlig entgeistert an und erwiderte nachdem sie sich wieder halbwegs gefangen hatte:

„Danke, wir kaufen nichts.“

Damit knallte sie ihm die Tür vor der Nase zu.

Im beschaulichen Lauf an der Laber hingegen lautete die einhellige Meinung: Ein Pfarrer hat seine Gemeindeglieder ab 70 Jahren zum Geburtstag zu besuchen. Oft warten die regelrecht auf den Besuch „ihres“ Pfarrers. Es ist sogar Usus, einen Briefumschlag mit 50 Euro auf der Anrichte bereit zu legen, den man dem Ehrengast dann

überreichen kann mit den Worten: „Nehmen Sie es für wo am Nötigsten!“

Ob das wohl eine Art Entschuldigung dafür ist, dass man sich das ganze Jahr über nicht im Gottesdienst sehen lässt? Oder einfach eine nette Geste? Wie dem auch sei, in traditionellen Kirchengemeinden sind die Geburtstagsspenden nach wie vor eine wichtige Einnahmequelle.

Auch deshalb hielt Hans mich dazu an, diese so wichtige Pflicht nicht zu vernachlässigen. Ich bekam meinen eigenen Sprengel mit 600 Gemeindegliedern zugewiesen. Und dort sollte und durfte ich dann nach Herzenslust Hausbesuche machen.

„Die Karin ist da!“



Mein allererster Geburtstagsbesuch war leider nicht von Erfolg gekrönt. Dabei hatte ich, völlig entgegen meiner sonstigen Gewohnheiten, sogar extra meine nagelneue Collarbluse angezogen und mich adrett frisiert und geschminkt, um einen guten Eindruck zu hinterlassen. Nun stand ich, die Grußkarte der Kirchengemeinde in der Hand und mit klopfendem Herzen, vor einem Mehrfamilienhaus. Ich fand nach einigem Suchen den Namen der Jubilarin auf einem Klingelschild und betätigte die Klingel.

Länger keine Reaktion. Ich wollte die Glückwunschkarte schon in den Briefkasten werfen und heim gehen. Dann krachte es in der Sprechanlage.

Eine etwas unwirsche Frauenstimme:

„Ja bitte?“

„Grüß Gott. Ich bin die Vikarin Müller. Ich wollte Ihnen gern zum Geburtstag gratulieren.“

„Wer ist da?“

Ich, sehr laut in die Sprechanlage:

„DIE VIKARIN MÜLLER!“

„Einen Moment bitte ...“

Schritte entfernten sich. Dann hörte ich im Hintergrund jemanden rufen:

„Erwin! Geh mal runter, die Karin ist da!“

Kurze Zeit später wird mir die Haustür geöffnet. Vor mir steht ein Herr älteren Semesters in Jogginghose, Feinrippunterhemd und Badelatschen. Er mustert mich skeptisch. Um seinen Hals baumelt eine Lesebrille.

„Sie sind aber net die Karin!“

„Nein, ich meinte: Ich bin die Vikarin Müller und ich wollte Ihrer Frau im Namen der Kirchengemeinde zum Geburtstag gra ...“

Ein schwarzer Golf bremst vor der Haustür. Ihm entsteigt eine Dame mittleren Alters, in der Hand hält sie einen Blumenstrauß. Die Miene des Feinrippunterhemdträgers hellt sich auf:

„Da ist sie ja, die Karin! Komm rein, meine Gute!“

Und zu mir gewandt:

„Werfen's den Brief in den Kasten. Ich überweise Ihnen dann schon was.“

Die Karin verschwand mit dem älteren Herrn im Hausgang. Die Tür klappte zu.

„Der tut nix!“



Bei jedem Geburtstagsbesuch, den ich als Pfarrerin mache, muss ich ja an irgendeiner fremden Tür klingeln und sehr oft weiß ich nicht, was mich dahinter erwartet. Ich fürchte weder Tod noch Teufel. Aber ich habe Angst

vor Hunden. Interessanterweise begegne ich bei meinen Hausbesuchen unglaublich vielen Hunde, die „Der tut nix!“ heißen. Jedenfalls ruft das immer irgendjemand im Hintergrund, während ich mal wieder panisch durch einen Garten hechte.

Auch eine sehr schöne Begegnung: Ich klingele an der Tür eines Einfamilienhauses. Drinnen ertönt sofort ohrenbetäubendes Hundegeschrei.

Mir rutscht das Herz in die Hose.

Etwas wirft sich mehrmals von innen gegen die Tür. Etwas Großes.

Die Tür öffnet sich. An einer Leine hängt mir, die Vorderpfoten in der Luft, bellend und geifernd, ein Rottweiler entgegen. Am andren Ende des Rottweilers hängt ein junger Mann mit Baseballcap, Tunnelpiercing und Akne.

„Was wollen Sie?“, brüllt er in das ohrenbetäubende Gebell hinein.

„Die Frau Schulz zum Geburtstag besuchen“, brülle ich zurück.

„Die wohnt hier nicht.“

Der Hund bellt und knurrt, ich bin inzwischen drei Meter von der Tür zurückgetreten. Mir zittern die Knie.

„Können Sie bitte mal den Hund etwas kürzer nehmen?“

„Wieso, der tut doch nix.“

„Und hier wohnt keine Frau Schulz?“

„Nein, die ist jetzt im Altenheim.“

„Achso. Danke.“

Mit immer noch zitternden Knien mache ich mich auf den Weg zur örtlichen Seniorenresidenz.

Konfrontationstherapie für Hundephobiker



Bei einem anderen Geburtstagsbesuch begegneten mir Hunde der anhänglichen Art. Zwei Huskys. Die Jubilarin hatte mir einen Platz an der Kaffeetafel angeboten.

Die Hunde hatte man vorsorglich und aus Rücksicht weg gesperrt, weil meine Hundephobie sich wohl in der Gemeinde herumgesprochen hatte.

Im Nebenzimmer ertönte von Zeit zu Zeit klägliches Winseln.

„Mei, Frau Müller, es sind zwei so gute Hunde! Die werden bestimmt auch Sie gern haben!“

„Na gut. Ich bin ja kein Unmensch. Dann sollen sie halt rein kommen.“

Die Jubilarin öffnete die Tür zum Nebenzimmer.

Zwei – zugegebenermaßen sehr schöne! - Huskys sprangen freudig wedelnd herein. Sie tänzelten eine Weile um die Dame des Hauses herum. Dann entdeckten sie mich.

Ich saß starr vor Angst auf dem Stuhl.

Beide Hunde kamen direkt auf mich zu.

Dann legten sie, einer rechts, einer links ihre Schnauzen auf meine Knie, wedelten und blickten mich treuherzig aus ihren verschiedenfarbigen Augen an.

Jetzt musste selbst ich lachen.

Todesmutig begann ich, beide Hunde hinter den Ohren zu kraulen. Einen mit der rechten und einen mit der linken Hand.

„Na sehen Sie!“, strahlte die Jubilarin. „Die haben Sie schon ins Herz geschlossen.“

„Der Herr Pfarrer hat wohl keine Zeit?“



Als Vikarin, also Pfarrerin in Ausbildung, fühlt man sich manchmal nicht ganz ernst genommen. Nicht nur, dass einem die Konfirmanden im Unterricht auf der Nase herumtanzten (dazu später mehr) – auch die älteren Gemeindeglieder haben halt lieber den gestandenen Herrn Pfarrer an der Kaffeetafel sitzen, als die Azubi. Etwa jeder zweite Versuch, eins der mir anvertrauten greisen Schäfchen zum Geburtstag zu besuchen endete bereits an der Wohnungstür. Und zwar mit der enttäuschten Frage: „Wie, der Herr Pfarrer hat wohl keine Zeit?“

Noch schöner war allerdings jener Besuch bei einer 80jährigen, bei dem ich wirklich unglaublich herzlich, freundlich und liebevoll empfangen wurde.

„Setzen Sie sich doch her, möchten Sie einen Kaffee, nehmen Sie doch von dem guten Zwetschgenkuchen, ach wie schön, dass Sie da sind ...“

Wir kamen ins Plaudern. Über das Wetter, die Gesundheit der Jubilarin, den Wellensittich im Käfig, die Orchideen auf der Fensterbank. Und dann auf einmal die Frage:

„Gell, Brasilien vermissen Sie schon?“

„Ähm ... nein.“

„Naja, die Mentalität ist halt doch eine ganz andere ...“

„Ähm ... als in München, ja schon irgendwie ...“

„Und Ihr Herr Papa, der sieht in letzter Zeit ja auch so blass aus, nehmen Sie ihm doch ein Stück Käsekuchen mit. Ich finde es so nett, dass Sie kommen, gell Ihr Herr Papa wird auch stolz auf Sie sein ...“

Die Jubilarin hat mich mit der 18jährigen Tochter meines Mentors verwechselt. Über den Kuchen hat er sich sehr gefreut.

„Frau Pfarrer, sagen Sie es ihm!“



Ein anderer Geburtstagsbesuch. Ich klingele. Der Jubilar, ein untersetzter rotgesichtiger Mann mit weißem Haarkranz und Nickelbrille öffnet mir. Nein, der trägt nicht schlabberige Jogginghose und Feinrippunterhemd. Er hat sich richtig fein gemacht, mit Hemd und Schlips. Auch das Ambiente im Wohnzimmer wirkt gediegen. Die Dame des Hauses trägt ein elegantes blaues Kleid mit Rüschenkragen, ihr weißes Haar ist leicht violett getönt und zu einer gewagten Frisur aufgetürmt.

Ich übermittele meine Glückwünsche und stehe dann etwas verlegen zwischen Sekt und Häppchen herum. Bin ich der einzige Guest? Es sieht so aus.

„Schön, dass Sie da sind Frau Pfarrer! Setzen Sie sich doch!“

Die Dame des Hauses deutet auffordernd auf das elegante rote Kanapee. Ich nehme Platz und kurz drauf stehen auch schon Lachshäppchen und Sekt vor mir.

„Greifen Sie zu, greifen Sie zu! Hugo, setz dich halt jetzt auch mal hin. Du machst mich ganz verrückt. Ständig rennt er in der Wohnung hin und her!“

Der so Angesprochene nimmt ebenfalls Platz.
Peinliche Stille.

Mensch, sag was, du bist hier die Vertreterin der heiligen Mutter Kirche ... warum fällt es mir so schwer in solchen Situationen einfach mal die Klappe auf zu kriegen? Ich beschließe, mir für ähnliche Anlässe ein Repertoire von vier bis fünf Standardthemen zurechtzulegen. Probieren wir es heute mal mit dem Wetter.

„Wie schön die Sonne heute scheint an Ihrem Ehrentag. Aber kühl ist es draußen.“

„Ja, es wird Herbst!“, nickt die Dame des Hauses.

„Na dann auf Ihr Wohl!“

Ich erhebe mein Sektglas. Hugo will sich auch etwas einschenken. Doch die Gattin interveniert.

„Hugo, du nicht!“

„Ach komm, red doch nicht immer so einen Scheiß! Frau Pfarrer, sagen Sie es ihr! Ich habe heute Geburtstag, da werde ich wohl noch mal einen winzigen Schluck Alkohol vertragen!“

„Du weißt ganz genau, was der Doktor gestern gesagt hat! Mit deinem Diabetes keinen Alkohol, kein Kuchen, kein Obst, kein Zucker im Kaffee! Er isst und trinkt sich zu Tode! Frau Pfarrer, sagen Sie es ihm! Er soll auf seine Gesundheit achten!“

Hugo braust auf. „Ich lass mir doch von so einem jungen Mädchen keine Vorschriften machen, was ich zu essen und zu trinken habe! Immer muss die Kirche sich überall einmischen! Kümmern Sie sich doch um Ihre eigenen Angelegenheiten!“

Ich sacke in mich zusammen.

„Ähm ... ich wollte Ihnen ja eigentlich nur zum Geburtstag gratulieren. Ich meine, es geht mich ja nichts an, was Sie mit Ihrer Gesundheit machen.“

„Da hörst du es!“, wendet Hugo sich nun triumphierend an seine Frau. „Die Frau Pfarrer hat völlig recht. Es ist meine Gesundheit, und wenn ich schon in die Grube fahre, will ich vorher wenigstens ordentlich krachen lassen!“

„Hugo, nun red doch keinen Unsinn! Schau, ich hab ja auch extra alkoholfreien Sekt eingekauft, da kannst du ja ruhig ...“

Ich bin ausgesprochen erleichtert, als es in diesem Moment an der Tür klingelt.

Hugo steht auf und öffnet.

„Der Herr Bürgermeister, der Herr Bürgermeister! Kommen Sie nur herein, was für eine Ehre!“

Hugo geleitet einen Mann um die vierzig in Trachtenjacke und Haferlschuhen ins Wohnzimmer. Wir kennen uns bereits, da mein Mentor mich immer zu den Gemeinderatssitzungen mitnimmt.

„Ah, schau an, die Frau Vikarin. Ihr Chef hatte wohl keine Zeit heute?“

Ich nippe verlegen an meinem Sekt. Die Dame des Hauses hat nun den Bürgermeister in der Mangel.

„Herr Reißenweber, was sagen Sie dazu? Gestern erst war mein Hugo beim Internisten und der hat ihm dringend geraten, endlich aufzuhören mit dem Zucker und dem Alkohol. Mein Hugo isst und säuft sich noch zu Tode, sagen Sie doch mal was.“

In diesem Moment klingelt es wieder an der Tür. Ich glaube, dass nicht nur ich ein stilles Dankgebet gen Himmel sandte. Es waren die Tochter, der Schwiegersohn und die Enkelin des Jubilars.

Ich sagte zur Dame des Hauses: „Ach wie schön, jetzt kommt die Familie. Da wird es ja recht voll hier, ich glaube ich gehe dann mal lieber!“

„Ja, nett dass Sie da waren, warten Sie, ich habe hier eine kleine Spende für die Kirchengemeinde vorbereitet, aber dass Sie die fei ja bei Ihrem Chef abliefern, gell?“

Ziemlich irritiert mache ich mich auf den Heimweg.

**„Ich schäle grade Äpfel ...“
Oder: Flöte dich frei**



Als Vikarin verbringt man den meisten Teil seiner Arbeitszeit in der Kirchengemeinde, die einem zugewiesen wurde. Aber fünf oder sechs mal in diesen zweieinhalb Jahren der praktischen Ausbildung geht es jeweils für eine oder zwei Wochen ins Predigerseminar, wo man mit anderen Berufsanfängern unter kundiger Anleitung erfahrener Referenten seine ersten Gehversuche im Beruf reflektiert.

Zwei dieser Seminarwochen stehen unter dem Oberthema „Seelsorge“. Man soll das eigene Gesprächsverhalten in der Begegnung mit den anvertrauten Menschen kritisch unter die Lupe nehmen. Dazu verfasst man ein so genanntes Verbatim. Das ist ein möglichst wortgetreues Gedächtnisprotokoll aus einer echten Begegnung. Dieses Verbatim bekommen alle Vikarinnen und Vikare in der Gruppe. Es wird mit verteilten Rollen gelesen. Und im Anschluss wird derjenige, der das Vergnügen hatte, es einreichen zu dürfen, von allen anderen in der Luft zerissen ... ich meine natürlich, er bekommt kritisches und konstruktives Feedback von den angehenden Kollegen und der Kursleitung. Vor allem wird seine Psyche von kundigem Fachpersonal in all ihren Facetten ausgeleuchtet, durchgearbeitet und von etwaigen Blockaden befreit.

Nachdem ich das bei zwei Kolleginnen erlebt hatte, konnte ich natürlich kaum erwarten, selbst an der Reihe zu sein. Oje. Ich brauchte ein Protokoll. Ich überlegte fieberhaft, ob sich in der Vergangenheit nicht irgendeine so richtig tolle seelsorgerliche Begegnung ergeben hat, bei der ich mein profundes theologische Wissen so gut und weise in Szene setzen konnte, dass ich damit vor dem ganzen Kurs glänzen kann. Leider fiel mir nichts ein. Aber irgend etwas brauchte ich ja. Also setzte ich mich am Vorabend meiner Abreise ins Predigerseminar an den Schreibtisch und hämmerte leicht genervt folgendes Protokoll in meinen Laptop.

Geburtstagsbesuch - Gedächtnisprotokoll vom 26.10.2001

Ich klingele an der Tür. Man öffnet. In der Tür steht eine ältere Dame in Kittelschürze. Sie hält ein kleines, scharf aussehendes Messer in ihrer rechten Hand und beäugt mich misstrauisch ...

Ich halte inne. Nein, nicht beäugt, das kann ich nicht schreiben, das wirkt wieder so negativ ...

... schaut mich skeptisch an.

Die Begegnung entwickelt sich wie folgt.

(Im Folgenden steht S für Seelsorgerin, G für Gemeindemitglied.)

S: Guten Tag, ich bin die neue Vikarin, Frau Müller heiße ich und ich wollte Sie gern zum Geburtstag besuchen.

G: Kommen 'S herein ... wissen Sie, ich schäle grade Äpfel.

S: Ja, das sehe ich, Sie backen wohl grade einen Apfelkuchen für den Besuch am Nachmittag?

G: Ja. Setzen Sie sich.

S nimmt Platz.

S (sich umblickend): Eine schöne helle Küche haben Sie.

G: Ja. (Schält Äpfel.)

S: Haben Sie Kinder?

G: Ja. (Schält Äpfel.)

S: Wie schön.

Stille.

S: Also, wenn ich grade ungelegen komme, ich wollte Sie nicht stören bei Ihrer Arbeit. Ich wollte nur kurz im Namen der Kirchengemeinde gratulieren.

G: Das ist nett. Wissen Sie, ich schäle grade Äpfel. (Schält.)

S: Äh. Ja. Also dann wünsche ich Gottes Segen und einen recht schönen Tag. (Steht auf.)

G: Setzen Sie sich.

S setzt sich wieder hin.

S: Aber ich will wirklich nicht – also wenn ich grade ungelegen ...

G (gebieterisch): Sie trinken jetzt einen Schnaps! (Legt das Messer weg. Holt eine Flasche Klaren und ein Schnapsglas.)

S: Aber das wäre doch nicht...ich vertrage keinen Alkohol.

G schenkt ein.

G: Trinken Sie!

S: Also gut ... auf Ihr Wohl. (Kippt den Schnaps herunter.)

G: So. Ich hätte mich gern noch länger unterhalten. Aber wie Sie sehen, schäle ich grade Äpfel. Auf Wiedersehen. Ach ... der Herr Pfarrer hatte wohl keine Zeit?

S wankt von dannen.

Mein Mentor erklärte mir später, dass es sich bei dem Ver-

halten der Jubilarin um einen Aberglauben aus dem Frankenwald handelt. Auch ungelegene Gäste müssen sich mindestens eine Viertelstunde hinsetzen und ein alkoholisches Getränk zu sich nehmen. Ansonsten „tragen sie die Ruhe aus dem Haus“.

Nachdem tags drauf zwei Kurskolleginnen im Predigerseminar dieses dramaturgische Meisterwerk von einem Gedächtnisprotokoll mit gebührender Theatralik zum Besten gegeben hatten, herrschte einen kurzen Moment lang betretene Stille. Dann ergriff die Seminarleiterin das Wort:

„Frau Müller, wie erging es Ihnen in dieser Situation?“

„Naja“, sagte ich, „es war schon etwas eigenartig.“

„Ich spüre da bei Ihnen eine große Hilflosigkeit.“

„Ah? Bitte?“

„Als die Dame Ihnen den Schnaps aufnötigte. Ich spüre da in Ihnen höchst widerstreitende Empfindungen. Einerseits die Ihnen anvertraute Frau nicht in ihrer Gastfreundschaft zu kränken, andererseits doch Ihre Grenzen zu wahren. Das sind innere Konflikte, die durchaus an den Kräften zehren können.“

Die ganze Gruppe nickte betroffen.

„Na, so schlimm war das jetzt auch wieder nicht. Ich meine, wenn die jetzt noch mal mit der Flasche gekommen wäre, hätte ich schon abgelehnt.“

„Ah, ich verstehe. Wie weit kann man denn bei Ihnen gehen, bis Sie es wagen, Ihre Stimme zu erheben und sich zu wehren? Das würde ich gerne meditativ musikalisch mit Ihnen und der Gruppe erarbeiten. Wir haben hier Bongos, Klanghölzer und zwei Blockflöten. Wer hat denn den Mut und die innere Freiheit, das von Frau Müller Erlebte auf spielerische Weise akustisch durchzuarbeiten und so zu lösen? Sie können Ihre Empfindungen auch singend oder durch Körperhaltungen ausdrücken.“

Nachdem der ganze Kurs eine halbe Stunde lang meditativ geflötet, geklopft und getrommelt hatte, merkte

ich tatsächlich, wie in mir lang verdrängte Aggressionen sich den Weg aus dem Unterbewusstsein bahnten. Ich hätte der Seminarleiterin am liebsten ein Klangholz um die Ohren gehauen. Fürchtete aber deren Interpretation des Klangholzes als Phallussymbol und ließ es deshalb lieber bleiben.

Seelsorgeausbildung



Unterm Strich war die Seelsorgeausbildung durchaus gut. Ich habe wirklich viel gelernt. Aber manches entehrte eben auch nicht einer gewissen Tragikomik. Leitend für unsere Ausbilder war der so genannte klientenzentrierte Ansatz von Carl Rogers. Dieser besagt: Der Seelsorger oder Therapeut hat sich bei Gesprächen selbst nur äußerst sparsam einzubringen. Gute Ratschläge zu erteilen beispielsweise ist total verpönt. Auch dürfte man die Menschen, die sich einem anvertrauen, nicht mit frommen Floskeln überfahren. Viel mehr soll man das, was das Gegenüber einbringt, mit Wertschätzung, Einfühlungsvermögen und großer Annahme liebevoll begleiten, ohne den anderen zu bevormunden.

Nach wie vor halte ich das für einen guten Ansatz. Nur leider ergibt sich da ein Problem: Was kann ich denn eigentlich noch sagen, wenn ich ja selber von mir gar nichts sagen soll und auch nicht weiß, was der andere eigentlich will? Wir hatten gelernt: Dann gilt es, das Schweigen auszuhalten. Mit dem Wissen von zwei Kurswochen Gesprächstherapie nach Carl Rogers wurden wir dann zum Praktikum auf eine Krankenstation im Klinikum Bayreuth losgelassen. Und ich war wirklich bemüht alles richtig zu machen. Nur die Patienten reagierten mitunter

höchst irritiert, wenn ich mich eine halbe Stunde schweigend neben sie setzte. Unvergessen ist mir folgende Begegnung.

Ich wurde ins Krankenzimmer einer 96jährigen Patientin gerufen. Die Dame war, wie sich herausstellte, eine sehr fromme, gläubige Russlanddeutsche und um ihr Bett hatte sich die komplette Familie versammelt: Kinder, Enkel, Urenkel, Geschwister, angeheiratete Verwandte, Nachbarn, Freunde ... kurz, das Zimmer platzte aus allen Nähten. Alle waren sie gekommen, um der alten Dame Lebewohl zu sagen. Eine Frau um die 65 stellte sich mir als Tochter vor und begann mit lauter Stimme zu lamentieren:

„Ach, meine Mutterrrr, warum ist es nääätig, dass sie geht so fruuuh? Hätte haben können noch viele gute Jahre, aber hat hat der Härr sie nun wollen rufen zu sich ...“

Mein gesunder Menschenverstand wollte antworten:

„Aber schauen Sie, Ihre Mutter ist 96 Jahre alt, das ist doch ein gutes und gesegnetes Alter. Und es ist doch schön, dass Sie alle heute hier sein können, da kann sie im Frieden gehen.“

Gelernt hatte ich aber, mich mit derart wortreichen Deutungen zurückzuhalten und allenfalls einen empathischen Grunzer von mir zu geben, dem Gegenüber signalisiert, dass man noch nicht eingeschlafen ist. Also sagte ich nichts, sondern nickte nur mit mitleidiger Miene. Die Tochter aber geriet nun richtig in Fahrt. Sie trat zum Bett der Sterbenden.

„Mutterrr, Mutterrr! Ist hierrrr Pfarrerin, sie möchte dir das Wort von Jesus sagen!“

Die Angehörigen verstummten sofort ehrerbietig vor meinem hohen geistlichen Amt und bildeten eine Gasse, durch die ich nach vorne geschoben wurde. Nun stand ich am Fußende der sichtbar matten, vom Leben mit tiefen Furchen gezeichneten alten Dame. Und wusste nicht, was ich sagen sollte. Ein Gebet sprechen? Das macht man ja nicht, hatte ich doch gelernt. Um die Leute nicht zu

vereinnahmen, aber was sonst? Komm schon, reiß dich zusammen alle hören zu ... ich überlegte fieberhaft, was ich sagen könnte.

Da schlug die alte Dame plötzlich ihre Augen auf und musterte mich so durchdringend, wie nur kleine Kinder und Sterbende es können. Und sagte ganz trocken und irgendwie zutreffend:

„Nu, Pfarrerin saggt aber nichts.“

Dann schloss sie die Augen wieder.

Heute würde ich in so einer Situation tun, was das Natürlichste auf der Welt ist, wenn ein Christenmensch nach einem langen und erfüllten Leben die Reise in die Ewigkeit antritt. Ich würde die Anwesenden einladen, mit mir das Vaterunser zu sprechen und die Sterbende segnen.

Damals aber war ich wohl einfach noch zu jung und unerfahren, mich über einmal gelernte Vorgaben einfach so hinwegzusetzen. Ich kann nur hoffen, dass die alte Dame trotzdem einen guten Übergang hatte.

Mein erster Toter



Irgendwann kommt der Moment, auf denen einen auch die beste theologische Ausbildung nicht vorbereiten kann – man wird als junge Pfarrerin zum ersten mal mit dem Tod konfrontiert. Mein Mentor tat sein Möglichstes, um mich gut auf diesen Augenblick vorzubereiten, wofür ich ihm heute noch sehr dankbar bin. Einmal saßen wir wieder mal bei unserem wöchentlichen Gespräch, da klingelte sein Handy, ich merkte, dass er ganz ernst wird.

„Ja, ist gut, ich komme gleich vorbei. Ja, bis gleich.“ Er legte auf und sagte: „Ich bin zu einer Aussegnung geru-

fen worden. Willst du mitgehen?"

Ich schluckte.

Eine Aussegnung, im Unterschied zu einer Trauerfeier, nennt man den Segen, den ein eben Verstorbener noch zu Hause, in den eigenen vier Wänden, oder im Krankenbett erhält, bevor die Sargträger ihn abholen und der Leichnam auf Nimmerwiedersehen in einer Holzkiste verschwindet. In der Stadt gibt es das kaum noch. In ländlichen Gegenden ist es nach wie vor Usus. Wenn die Familie es wünscht, macht sich der Pfarrer auf den Weg, versammelt die Angehörigen um das Sterbebett und spricht dem Verstorbenen den letzten Segen zu.

Mit einem leicht flauen Gefühl im Magen nickte ich und wir gingen los.

Der Verstorbene, ein fünfzigjähriger Mann, lag in seinem Bett und sah aus, als ob er einfach nur schliefe. Alles war sehr still. Die Ehefrau und die Tochter des Toten machten uns einen Kaffee. Hans legte dem Verstorbenen die Hand auf die Stirn und sprach den Segen. Wir beteten zusammen das Vaterunser.

„Das ist übrigens unsere neue Vikarin“, erklärte er der Witwe.

Sie lächelte.

„Das ist für Sie ja auch nicht so einfach, das zu lernen.“

Hans meinte: „Na, irgendwann ist immer das erste mal. Gell, Frau Vikarin? Schaust ein bisschen blass aus.“

„Ach, geht schon ... ähm ... Ihr Mann, woran ist der denn gestorben?“

„An Bauchspeicheldrüsenkrebs. Er hat sehr lang kämpfen müssen. Große Schmerzen. Es war nichts mehr zu machen, da haben wir ihn vor ein paar Tagen aus dem Krankenhaus heim geholt, dass er hier in seiner gewohnten Umgebung sterben kann. Es war auch immer jemand bei ihm. Es ist okay so, er hat jetzt seine Ruhe.“

„Aber ... ich meine, das ist doch furchtbar, oder?“

„Nein. Furchtbar war es vorher. Jetzt ist es gut wie es ist.“

Wir tranken unseren Kaffee. Nebenan lag der Verstorbene friedlich im Bett. Es war eine sehr fremde Situation. Aber eigentlich gar nicht so schlimm, wie ich gefürchtet hatte. Seit diesem Tag damals im Vikariat begleitet mich der Tod. Fast jede Woche bin ich auf dem Friedhof, weil wir wieder einmal Abschied nehmen müssen von einem Mitglied unserer Gemeinde. Immer sind da Angehörige, die zurückbleiben: Kinder, Enkel, Ehepartner. Für sie ist es schwer. Die Verstorbenen aber sind längst ganz woanders. Das sage ich jedes mal am offenen Grab. Irgendwie hilft es doch loszulassen, wenn ich mir klar mache: Das, was da im Sarg liegt oder die Asche in der Urne – das ist eben nicht der Mensch, um den wir trauern. Es ist seine Hülle. Das, was übrig bleibt, wenn das Eigentliche, das was diesen Menschen wirklich ausgemacht hat hat, den Körper verlassen hat. Wo lebt es weiter? In unseren Herzen oder bei Gott? Oder beides? Ich glaube, beides.

Viele Menschen haben große Angst vor dem Tod. Für mich ist er inzwischen fast zu einem Freund geworden. Ja, es gibt sie. Die tragischen, schlimmen, furchtbaren Sterbefälle, die einen nicht so schnell loslassen: Unfälle, Drogentote, ein langes Ringen mit einer furchtbaren Krankheit. Aber viel öfter ist mir der Tod inzwischen ganz anders begegnet. Würdevoll, freundlich, wie ein alterloser, Herr in Schwarz, der die Seelen der Menschen mitnimmt auf ihre letzte Reise. Dass wir ihn als Feind betrachten, dafür kann er nichts. Wir würden friedlicher und bewusster leben, wenn wir ihn nicht aus unserem Leben aussperren. Er gehört zu uns. Und wir zu ihm.

Meine erste Predigt



Doch zurück zu den angenehmeren Seiten meines Berufes! Zu den Pflichten und Freuden jedes Pfarrers gehört natürlich ganz unabdingbar der Gottesdienst am Sonntagmorgen. Dafür haben wir hauptsächlich studiert. Wir sollen das Wort Gottes so auslegen, dass die Menschen es verstehen und die Botschaft der Bibel trotzdem klar rüber kommt. Und die Bibel, das ist meine persönliche Überzeugung auch noch nach zwölf Jahren als Pfarrerin, wird niemals langweilig. Im Gegenteil, sie ist heute aktueller denn je. Nur dass man eben eine Menge Hintergrundwissen braucht, um sie zu verstehen und für die heutige Zeit gut auszulegen. Mir war und ist das ein großes Anliegen. Sonst wäre ich ganz sicher nicht Pfarrerin geworden.

Nur es gab da eine Hürde zu nehmen. Ich bin nämlich eigentlich von Natur aus ein eher schüchterner Mensch und stehe nicht so gern im Mittelpunkt. Wenn man jeden Sonntag vor vielen Menschen sprechen muss, ist das ein eher hinderlicher Charakterzug.

Vor meiner ersten Predigt starb ich tausend Tode. Das sagte ich auch zu Hans.

„Hans, ich habe Schiss. Ich sterbe tausend Tode, wenn ich am nächsten Sonntag zum ersten mal vor den ganzen Leuten stehe.“

Hans guckte mich wohlwollend an und fragte: „Kann ich dir da irgendwie helfen?“

„Ich fürchte, da muss ich halt durch.“

„Eben. Da musst du durch. Machen wir es so. Du hältst diesmal nur die Predigt. Ich mache den Rest vom Gottesdienst. Nächstes mal machen wir es umgekehrt. Da mache ich die Predigt und du den Rest. Und du wirst

sehen, beim dritten mal, wenn du dann den ganzen Gottesdienst übernimmst, wird es schon leichter.“

Ich lachte. „Ich glaube, ich werde die Tode, die ich sterbe, rückwärts zählen. Beim ersten mal sterbe ich tausend Tode, beim zweiten Mal nur noch neuhundert neunundneunzig, beim dritten mal ...“

„Spätestens beim fünften Mal wirst du aufhören zu zählen.“

„Sicher?“

„Ganz sicher.“

Er hatte recht.

Pfarreralbträume



In der Nacht vor meinem ersten Gottesdienst hatte ich einen Traum. Ich träumte, ich gehe zum ersten Mal in meinem Leben im schwarzen Talar durch den Mittelgang auf die Kanzel zu. Aber mit jedem Schritt, den ich gehe, wird dieses Kleidungsstück immer größer und weiter. Erst trete ich nur darauf und muss es raffen. Aber irgendwann kann ich all den schwarzen Stoff gar nicht mehr raffen. Es wird immer mehr. Und dann kommt der Moment, in dem ich total in diesem schwarzen Ungetüm von einem Kleidungsstück verschwinde und nicht mehr herausfinde. Ich wache schweißgebadet auf.

Religionsunterricht



Die größte Herausforderung als junge Berufsanfängerin war nicht der Umgang mit dem Tod. Oder der sonntägliche Gottesdienst. Die wirkliche Anfechtung war für mich Religionsunterricht.

Zumindest in Bayern muss jeder Pfarrer, jede Pfarrerin neben dem normalen wöchentlichen Arbeitspensum sechs Stunden Religionsunterricht an öffentlichen Schulen erteilen. Dabei wird offenbar davon ausgegangen, dass wir derart vom Heiligen Geist erfüllt sind, dass wir mit jeder nur denkbaren Unterrichtskonstellation fertig werden. Jedes Jahr zu Beginn eines neuen Schuljahres lautet die spannende Frage: Was erwartet mich wohl diesmal? Erste Klasse Grundschule? Siebte Klasse Realschule? Quali-Vorbereitung für Neuntklässler an der Mittelschule? Oder gar Berufsschule? Und immer wieder: Neu einarbeiten in Lehrpläne, sich neu einstellen auf die Macken und Herausforderungen bestimmter Altersgruppen, und jedes Jahr wieder dieselben Schülerfragen:

„Sie sind doch gar keine richtige Lehrerin, warum geben Sie dann Unterricht?“

„Wie, Sie kriegen Geld dafür, dass Sie Pfarrerin sind? Ich dachte immer, das macht man freiwillig.“

Oder auch, mitunter voller Bewunderung: „Boah, das können Sie lesen?“, wenn ich den Kindern hebräische Schriftzeichen zeige.

Die ersten Male saß hospitierend in den Klassen von Hans. Ganz hinten. Er unterrichtete und ich machte mir Notizen. Ab und zu drehten sich Schüler zu mir um.

„Frau Müller, wie spät ist es?“

„Darf ich mal auf's Klo?“

Ich darauf, etwas gereizt: „Ich habe keine Uhr. Frag den

Herrn Keller. Schau nach vorne.“

„Aber mir ist langweilig.“

„Schau nach vorne!“

„Warum müssen wir hier immer über Gott und Jesus und so Zeug reden?“

„Weil wir im Religionsunterricht sind.“

„Ich glaube aber gar nicht an Gott.“

„Dann geh in Ethik.“

„Ich bin aber evangelisch.“

„Schluss jetzt. Da vorne spielt die Musik.“

„Och mennooooo ...“

Mein armer Mentor, der mir in anderen Bereichen so viel beigebracht hat, geriet hier sichtlich an seine Grenzen. Die Jugendlichen fuhren Schlitten mit ihm, dass es eine wahre Pracht war. Mir schwante selbst nichts Gutes. Mit einem sehr ambivalenten Gefühl machte ich mich nach etwa vier Wochen Hospitieren auf ins Predigerseminar zum Kurs „Religionspädagogik“.

„Klare Regeln!“



Im Predigerseminar nahm das Thema Religionsunterricht ganze zwei Wochen ein. Wir hatten eine spezielle Referentin dazu. Sie hieß Frau Kerndl. Frau Kerndl war eine ausgesprochen energische, dennoch freundliche und vor allem kreative kleine Person mit Pagenschnitt und stets stilvollen und extravaganten Outfits.

In den zwei Wochen, in denen wir ihren Unterricht genossen, kam ich zu dem Schluss, dass ich später mal ein Pfarrhaus mit mindestens zwei Anbauten benötigen werde, um all das für den Reliunterricht benötigte Krea-

tivzeugs irgendwo unterzubringen.

Frau Kerndl führte uns nicht nur in die Geheimnisse des Lehrplans ein. Sonder auch in eine Fülle wahnsinnig zeitraubender, wenn auch ungemein kreativer Methoden, die Kinder und Lehrer im Reliunterricht glücklich machen. Unter ihrer kundigen Anleitung wurde gemalt, gefilzt, gebastelt, getanzt, geflötet, gesungen, Theater gespielt, es entstanden Figuren biblischer Personen und Handpuppen. Außerdem lernten wir gefühlte 97 Methoden, wie man eine quirlige Klasse beruhigt. Und immer wieder eins: „Setzen Sie klare Regeln! Kinder brauchen Strukturen!“

Na dann. Das klingt alles irgendwie machbar. Ich nahm mir vor, fortan jeden Abend beim Fernsehen mein Kreativzeugs für den Religionsunterricht des nächsten Morgens zu basteln. Ich kaufte Unmengen von buntem Tonpapier, Kleber, Stifte, Bastelfilz und Holzperlen, um meine dritte und meine sechste Klasse, die ich nach diesem Kurs übernehmen sollte, angemessen zu bespaßen. Und ich war wirklich guten Mutes.

„Hans“, sagte ich, als ich aus dem Predigerseminar in die Gemeinde zurückkehrte, „ich glaube, deine Sechste braucht einfach klare Regeln. Wir haben da jetzt was gelernt ...“

Hans blickte mich nur milde an und sagte nichts.

Wir vereinbarten, dass ich erst mal auf eigene Faust unterrichte. In zwei oder drei Wochen sollte Hans zum Hospitieren kommen und mir Rückmeldung geben. Er wirkte seltsam erleichtert, als er mir die Schulschlüssel in die Hand drückte und mir für den kommenden Morgen alles Gute wünschte.

„Ich muss aufs Klo!“ und „Aysche ist Ethik.“



Montag Morgen. Zwei Minuten vor acht. Nachdem ich längere Zeit im Schulhaus herumgeirrt bin, habe ich das Klassenzimmer meiner neuen 3. Klasse Grundschule tatsächlich gefunden. Laut Klassenliste sind es vierundzwanzig Jungs und Mädchen. Ich stehe vor der Tür und sammle mich. Ein bisschen nervös bin ich nun doch.

Es läutet – die Stunde beginnt.

Noch mal tief Luft holen.

Und auf in den Kampf.

Ich betätige die Türklinke und betrete den Raum. Der Lärm, der mir entgegen schlägt, ist ohrenbetäubend und verursacht mir sofort einen Tinnitus. Mühsam unterdrücke ich den Fluchtreflex. Diese Frequenzen! Dieses schrille Mädchengeschrei! Alles rennt und kreischt wild durcheinander. Nur ein kleines blondes Mädchen mit Brille und Hello Kitty-Pulli erstarrt plötzlich auf der Stelle.

Jetzt steht sie mucksmäuschenstill mitten im Raum und hebt mit gewichtiger Miene die Hand.

Ich (laut, um den Lärm zu übertönen): „Ja, was gibt es?“

Das Kind steht unbeirrt weiter da und hebt die Hand. Ansonsten keine Reaktion.

Ich: „Musst du aufs Klo? Dann geh halt schnell!“

Nun mischt sich ein Junge ein. Ganz genervt.

„Neiiiiin! Das heißt doch: Alle leise sein!“

„Aha. Und wie soll das gehen?“

Der Junge stöhnt gequält auf und verdreht die Augen:

„Maaaannn, das weiß doch jeeeeder!“

„Aha. Erkläre es mir mal.“

Um uns tobt immer noch das Chaos. Mittlerweile springen einige Kinder schon über die Tische.

„Wenn die Lehrerin reinkommt“, erklärt mir der Schü-

ler, „dann hebt das Kind, das die Lehrerin zuerst sieht, die Hand. Das heißt: Alle sollen jetzt leise sein! Und wenn man sieht, dass ein Kind die Hand hebt, geht man an seinen Platz und stellt sich hin und hebt auch die Hand. Und wenn ein Kind das sieht ...“

„Aha. Einer macht es und alle die es sehen machen es nach bis es ganz leise ist.“

Der Junge strahlt.

„Genau.“

Ein anderer Junge kippt einem Mädchen den Inhalt seines Bleistiftanspitzers in den Kragen, worauf das Mädchen laut aufkreischt, zumindest glaube ich das, aufgrund des allgemeinen Geräuschpegels bin ich mir nicht ganz sicher.

„Okay. Und da steht jetzt schon seit fünf Minuten die (ich werfe einen Blick auf den Sitzplan) Merle. Das heißt ihr sollt leise sein. Warum seid ihr nicht leise?“

„Weiß nicht!“, kräht der Junge fröhlich und springt davon.

Ich tue, was ich in der Ausbildung gelernt habe und was angeblich immer funktioniert: Ich bewahre die Ruhe, stelle mich mitten in den Raum, nehme die Schüler in den Blick und sage ... gar nichts.

Der Theorie zufolge wird es jetzt ganz automatisch still. Es kann sich nur um wenige Augenblicke handeln. Und man darf auf gar keinen Fall was sagen. Man muss den Lärm durch Ruhe bekämpfen. Keinesfalls laut werden oder gar schreien. Also steh ich da. Und stehe. Und stehe. Und verliere die Nerven.

Und brülle: „RUHE!!!“

Auf einmal Stille.

„Guten Morgen. Ich heiße Frau Müller. Ich bin die neue Vikarin und unterrichte euch ab jetzt in Religion. Eine Vikarin ist so was wie eine Pfarrerin nur in jung.“

„Wo ist der Herr Keller?“

Jetzt reden wieder alle durcheinander.

„Der ist krank.“

„Nein, der hat bestimmt ein Kind bekommen. Wie die Frau Meier. Da ist man immer krank danach.“

„Bist du blöd? Ein Mann kann doch keine Kinder bekommen!“

„Aber seine Frau.“

„Wann kommt der Herr Keller wieder?“

Ich denke: Hoffentlich bald. Und sage: „Das weiß ich auch nicht so genau. Aber jetzt habt ihr erst mal bei mir Religion. Und es wäre ganz toll, wenn wir uns erst mal begrüßen könnten. Also: Guten Morgen Kinder!“

Einige brave Mädchen gucken sich gegenseitig an, holen gemeinsam Luft und beginnen zu skandieren: „Guten Mor-gen, Frau ... wie heißen Sie noch mal?“

„Frau Müller. Danke, dass ihr reagiert habt. Probieren wir es noch mal. (Kurze Stille.) Guten Morgen, Kinder!“

Diesmal schallt es mir von fast allen entgegen: „Gu-ten Mor-gen, Frau Mül-ler!“

„Na bitte, so stell ich mir das vor, das war jetzt sehr schön. Und jetzt holt mal euer Religionsbuch raus.“

Allgemeines Gekrame. Relative Ruhe. Wir lesen. Lesen ist immer gut. Das können sie in der dritten Klasse und sind stolz, dass sie es zeigen können. Wir lesen die Seite gleich noch mal. Dann versuche ich es mit Verständnisfragen zum Text. Funktioniert leider nicht. Außerdem fängt es nun erneut überall an zu wispern, rascheln, tuscheln, murmeln, schwätzen und reden.

Okay. Dann kommt jetzt meine Allzweckwaffe. Ich erzähle eine Geschichte. Das kann ich nämlich. Und da hören sie sogar gebannt zu. Denn wie gesagt, ich bin richtig gut im Erzählen. Ich erzähle von Samuel und David, wie der weise Prophet Samuel den kleinen Hirtenjungen David zum König über Israel salbt. Ich beschreibe, wie der kleine Hirtenjunge David da steht. Wie all seine großen Brüder sich über ihn lustig machen. Dass ausgerechnet der kleine David König werden soll, weil Gott sein gutes Herz sieht. Weil das wichtiger ist als Größe, und Kraft und Schlauheit. Ha, jetzt hab ich sie. Sie lauschen. Ich

schmücke das Ganze noch etwas aus, das läuft ja hervorragend! So lange bis ich von einem Klopferäusch unterbrochen werde und die ganze Klasse schreit: „Herein!“ Die Tür geht auf, drei Kinder stehen auf einmal im Raum. Und sofort bricht wieder das Chaos aus:

„Was wollt ihr hier? Ihr seid Ethik!“

„Ja, geht Ethik!“

„Aber die Frau Güsäl schickt uns. Ob die Aysche da ist.“

In der letzten Reihe sitzt ein dunkelhaariges Mädchen mit Zöpfen, das jetzt aufsteht und seine Sachen packt. Die ganze Klasse ist in Aufruhr.

„Maaann Aysche, du bist doch Ethik und nicht Religion!“

Aysche geht betont langsam zur Tür. Die vier ziehen ab. Die Tür schließt sich und ich habe natürlich meinen Faden verloren. Na egal. Die Geschichte war sowieso fast zu Ende, dann machen wir jetzt ein Rundgespräch.

„Was hat euch denn an der Geschichte gefallen?“

„Alles.“

„Ah ja, und was hat dir besonders gefallen?“

Artur hebt die Hand.

„Ja, Artur?“

„Ich muss aufs Klo.“

„In zehn Minuten ist Pause.“

„Ich muss aber.“

„Na dann geh halt.“

„Aber dann muss jemand mit, wir dürfen immer nur zu zweit!“

Luis meldet sich.

„Ich will mit!“

Jetzt Kevin: „Ja ich will auch mit!“

„Nein“, sage ich, „ihr geht zu zweit und nicht zu dritt.“

„Ich muss aber auch!“, sagt Kevin. „Kann der Micha mit mir mitgehn? Weil der Luis geht ja mit dem Artur.“

Jetzt meldet sich ein Mädchen. Ich, genervt: „Was?!“

„Ich muss auch aufs Klo. Darf die Lisa mit?“

Nach neunzig Minuten ver lasse ich schweißgebadet den Raum.

Die Erzählkerze



Nach diesem völlig vergeigten ersten Unterrichtsversuch beschloss ich, am kommenden Tag in der 6. Klasse alles viel besser zu machen. Ich bin ja noch jung, ich kann ja noch lernen, und außerdem kennen die Sechstklässler mich ja schon vom Hospitieren.

Vermutlich war ich ja mit meinem „einfach ruhig stehen bleiben“ am Tag davor einfach nicht geduldig genug. Ich beschloss, diesmal wirklich Ruhe mit Ruhe zu bekämpfen und bastelte abends eine wunderschöne Erzählkerze. Die sollte nun immer im Reliunterricht in der 6. Klasse brennen, dazu etwas meditative Musik zum Anfang des Unterrichts und dann würde das schon hinhauen mit der Ruhe in der Klasse.

Beim ersten Mal hat es sogar funktioniert. Vermutlich waren sie einfach so verdattert, dass sie vergaßen, ihr normales Programm durchzuziehen. Die Kerze brannte. Ich erzählte vom mutigen Propheten Elias, der sogar dem König die Meinung gesagt hat. Sie waren dabei. Es lief rund. Mutig sein und sich für die Gerechtigkeit einsetzen – ein gutes Thema für Zwölfjährige. Ich jubelte innerlich, als ich die Klasse verließ. Jawoll, so sollte es jetzt weitergehen.

Hausordnung



Beim zweiten Mal war allerdings alles völlig anders. Ich erzählte weiter. Diesmal vom Propheten Hosea. Lief

beim Erzählen auf und ab. Und ein paar Schritte rückwärts, um die Klasse besser im Blick zu behalten. Wollte mich auf's Lehrerpult setzen. Und setzte mich stattdessen auf meine Kerze. Diese fiel zu Boden und zerbrach.

Gejohle, Gelächter und Gekreische.

Die Tür ging auf, der Klassenlehrer steckte den Kopf herein und brüllte: „RUHE! Was ist hier los? Frau Müller, haben Sie die Klasse nicht im Griff? Dann lassen Sie es halt wieder Ihren Chef übernehmen! Und ihr – Hefte raus! Hausordnung abschreiben!“

„Aber wir haben die nicht dabei!“

„Das ist voll unfair!“

„Mann, Herr Ludwig!“

„Okay. Hausordnung zwei mal abschreiben. Alle. Sofort. Wer hat sie nicht dabei?“

Zehn Schüler meldeten sich zaghaft.

„Kevin, mitkommen.“

Kevin ergab sich seufzend in sein Schicksal und verließ mit Herrn Ludwig die Klasse. Bald darauf kam er mit einem Stapel Papier wieder.

„Hier, Hausordnung ...“

Die Schüler begannen, die beiden eng bedruckten Seiten säuberlich abzuschreiben. Und ich komme mir vor wie der letzte Depp.

Hans war empört.

„Das kann er nicht machen. Er untergräbt deine und meine Autorität in dieser Klasse.“

„Und was machen wir jetzt?“

„In diese Klasse gehen wir nicht mehr hinein. Völlig unmöglich.“

„Aber beim ersten Mal lief es doch so toll.“

„Egal. Die Botschaft, die diese Kinder jetzt verinnerlicht haben ist: Die Frau Müller kann sich nicht durchsetzen, der Klassenlehrer ist der einzige, auf den wir hören müssen. Das geht so nicht. Du bekommst eine andere Klasse.“

So war es dann auch. Ich bekam eine reizende und vor allem kleine fünfte Klasse. Das war Liebe auf den ersten Blick. Im nächsten Schuljahr durfte ich sie als sechste Klasse weiter begleiten. Und am Ende des Vikariats meine Lehrprobe bei ihnen machen.

Die Macht der Laien



Wenn man eine beliebige Person auf der Straße fragen würde, wer denn eigentlich so eine Kirchengemeinde leitet, wäre die Antwort klar. Natürlich der Pfarrer.

Dem ist nicht so. Eine evangelische Kirchengemeinde wird eben nicht vom Pfarrer geleitet, sondern einem gewählten Gremium. Dieses nennt sich Kirchenvorstand oder auch Presbyterium und am Kirchenvorstand vorbei kann ein Pfarrer so gut wie keine Entscheidungen treffen. Das wusste ich zwar bereits theoretisch. Aber im Vikariat bekam ich zum ersten mal mit, was das eigentlich wirklich heißt.

An jedem ersten Dienstag im Monat spürte ich, wie mein Mentor den Tag über immer angespannter wurde. Gegen vier Uhr nachmittags verschwand er dann in seinem Büro und ward bis 20 Uhr nicht mehr gesehen. Was er da getan hat, weiß ich nun nach zehn Jahren im Amt ganz genau. Er hat sich auf die Sitzung des Kirchenvorstands am Abend vorbereitet.

Jedes dieser Treffen folgt einer ganz bestimmten, vorher festgelegten Tagesordnung. Die kann etwa beinhalten: Anschaffung von Spielgeräten für den Kindergarten, Diskussion darüber, ob im Gottesdienst auch modernere Lieder gesungen werden sollen, Festlegung eines Haushaltplans, Renovierung des Kirchendachs und vieles

mehr. Von all diesen Dingen muss man natürlich eine Ahnung haben, wenn man so eine Sitzung leitet. Und so vertiefte sich mein geschätzter Mentor vor jeder Sitzung mehrere Stunden lang in Zahlen, Rechnungen, Schriftverkehr, wog Argumente ab und wappnete sich für etwaige Anfragen. Doch auch die allerbeste Vorbereitung auf so eine Sitzung kann an der Realität weit vorbei gehen. Diesmal stand als letzter Tagesordnungspunkt das Gemeindefest zur Diskussion.

„Und was is mit die Braatwürscht?“



Zur Sitzung des Kirchenvorstands der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Lauf an der Laber im Februar 2002 waren alle zehn Mitglieder desselben vollzählig erschienen. Die Sitzung verlief rund und harmonisch. Die Neugestaltung des Kindergottesdienst-Raumes wurde beschlossen. Der Haushaltsplan, in den Hans so viel Mühe investiert hatte, wurde anstandslos durchgewunken. Diverse andere Anliegen meines Mentors abgenickt.

Dann kam der Tagesordnungspunkt 7: „Planung des Gemeindefestes am 13. Juni“.

Zunächst wurde die Aufgabenverteilung beim Gemeindefest festgelegt. Der eine besorgt Luftballons und eine Gasflasche für's Ballonrennen, ein Landwirt bringt Kartoffelsäcke mit, damit die Kinder Sackhüpfen spielen können, fünf Leute backen je zwei Kuchen, drei kochen Eintopf. Fehlt nur noch das Bier, das besorgt Herr Weißhammer. Der hat da einen Draht zum örtlichen Wirtshaus, wunderbar, alle Punkte sind geklärt es ist halb zehn, man könnte die Sitzung nun schließen. Hans dankt sich für's Kommen und lädt ein, das Vaterunser

miteinander zu beten. Alle falten die Hände und neigen die Häupter.

Auftritt Herr Weißhammer.

In die andächtige Stille hinein platzt die banale Realität, die Frage aller Fragen.

„Und was is mit die Braatwürscht?!"

Hände entfalten sich, Köpfe richten sich wieder auf.

„Ja genau, die Bratwürste. Die haben wir jetzt völlig vergessen.“

Alle zehn Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorsteher nicken zustimmend. Hans guckt auf die Uhr. Er will nach Hause. Es ist bereits der zweite Abendtermin in dieser Woche, und dabei ist erst Dienstag. Morgen Abend ist Kindergartenausschuss. Und übermorgen Posaunenchor. Frau und Kinder wollen doch auch noch etwas von ihm haben!

Er räuspert sich etwas ungeduldig.

„Können wir das nicht in der kommenden Sitzung klären? Wir sehen uns ja alle vier Wochen.“

„Nein, das sollten wir heute klären, weil am kommenden Wochenende besuchen wir nämlich meinen Vetter Heini in Coburg, der hat da einen Bratwurststand, und da würde ich halt dann so hundertzwanzig Würscht mitnehmen und zu Hause einfrieren solange.“

Eine andere Kirchenvorsteherin meldet sich energisch zu Wort:

„Also erstens, wir betreiben hier keine Vetternwirtschaft! Das wäre ja noch schöner. Außerdem: Coburger Bratwürste? Wir sind hier fast in Nürnberg! Da müssen natürlich Nürnberger her, und net dieses Coburger G'lump, das kann ja kein Mensch essen, grauenhaft, ganz ohne Majoran!“

Nun reden alle durcheinander.

„Also ich bin dafür, dass wir wieder zur Metzgerei Fleischhammer gehen, letztes Jahr die Würste waren doch gut.“

„Fleischhammer? Auf keinen Fall. Die Vroni hat erzählt, dass da neulich eine Maus in den Fleischwolf gefallen ist und die haben die fei nicht raus geholt! Pfui Deibel!“

„Das ist eine unverschämte Behauptung! Der Fleischhammer-Manni ist mein Schwager! Beleidigst du seine Wurst, beleidigst du meine Familie!“

Hans versucht einen Vorschlag zur Güte.

„Liebe Leute, es ist ja wirklich noch etwas Zeit. Wie wäre es, wenn ich bis zum nächsten mal von drei Nürnberger Metzgereien je ein Angebot über 120 Würste einhole ...“

„Hundertzwanzig reichen nicht, bei den Nürnberger Mini-Würschtla!“

„Na gut dann zweihundert!“

„Nein, die Zahl muss durch drei teilbar sein. Gibt doch immer drei im Weckla!“

„Ja, halt dann plus-minus 200 durch drei teilbar ...“

„Wieso wollen Sie nicht dem Heini seine Würste? Das sind die besten ...“

„Coburger Dreckszeug!“

Hans, mühsam beherrscht: „Ich würde jetzt wirklich gerne die Sitzung schließen.“

„Genau, und außerdem ist heut noch Champions' League“, kommt es von einem Herrn, der heute Abend noch gar nichts gesagt hat.

Hans, diesmal sehr energisch:

„Also lasst uns beten ... Vater unser im Himmel ...“

Alle verlassen nach dem Segen den Tagungsraum. Nur Hans und ich räumen noch die Unterlagen zusammen.

Vor der Tür giften sich Herr Weißhammer und die Fleischhammer-Manni-Schwägerin an.

Hans wirft mir einen müden Blick zu.

„Willst du wirklich Pfarrerin werden? Überleg es dir gut, noch kannst du zurück an die Uni, promovieren ...“

„Welchen Namen hat das Kind?“



Das Leben als Christenmensch beginnt für gewöhnlich mit der Taufe und die erfolgt in neun von zehn Fällen im zarten Kindesalter. Drei Hände voll Wasser über das Köpfchen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Und das Kind ist getauft. Auch dieser Akt muss natürlich gelernt und eingeübt werden, damit die Taufe bei Eltern und Paten in guter Erinnerung bleibt. Also: Mal wieder ab ins Predigerseminar. Zwanzig Vikarinnen und Vikare lernen taufen. Und zwar anhand einer Babypuppe.

Wieder durften wir uns dramaturgisch und theatralisch verwirklichen. Einer von uns spielte den taufenden Pfarrer, zwei die glücklichen Eltern, zwei die nicht minder glücklichen Paten.

Diesmal bin ich als Pfarrerin dran.

„Welchen Namen hat das Kind?“, frage ich die Eltern mit ernster Miene.

Der Vikar, der den Vater spielt, guckt mich völlig entsetzt an.

„Woher soll ich das wissen? Hat die Puppe einen Namen?“

Also nochmal.

„Welchen Namen hat das Kind?“

Der Vater, diesmal mit dem Brustton der Überzeugung:

„Chantalle-Cheyenne Schmidt.“

Ich, zur Puppe gewandt:

„Tschantal Schmidt ... ich taufe dich ...“

Weiter kam ich nicht, weil der ganze Kurs schenkelklopfend zu lachen begann.

Mein Mitvikar, der Vater, guckte gespielt pikiert.

„Nicht Nur Chantalle Schmidt. So heißt ja schon die Mutter. Meine Tochter heißt Chantalle-Cheyenne.“

Jetzt zerreißt es mich selber fast vor Lachen. Ich versuche ernst zu sein.

„Chantalle-Cheyenne Schmidt, ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geizes ... Geinsss ... Geistes ...“

Da ist es um mich geschehen. Ich hänge gackernd über dem Taufstein.

Letzter Versuch:

„Welchen Namen hat das Kind?“

„Chantalle-Cheyenne Schmidt.“

„Chantalle-Cheyenne, ich taufe dich ... Himmelherr-gottnochmal, sei getauft, verdammt!“

Solchermaßen vorbereitet konnte man nun zum Ernstfall schreiten.

Das erste Taufgespräch



Die Entscheidung zur Taufe will gut durchdacht sein. Immerhin wird ein kleiner Mensch ja dadurch zu einem Christen gemacht und die Taufe gilt lebenslänglich. Selbst dann, wenn jemand aus der Kirche austritt. Einmal getauft, immer getauft. Eine Institution kann man verlassen. Aus dem Bund mit Gott, der in der Taufe besiegt wird, kann man nicht austreten.

Weil also Eltern mit der Taufe eine weitreichende Entscheidung für ihr Kind treffen, führt man als Pfarrerin vor jeder Taufe ein Taufgespräch, in dem man Eltern und Paten die Bedeutung ihres Schrittes deutlich macht und in dem der genaue Ablauf der Taufe besprochen werden soll. Für mich war das erste Taufgespräch natürlich wieder mit etwas Herzklopfen verbunden. Hoffentlich ma-

che ich alles richtig, hoffentlich vergesse ich nichts, ob die Eltern wohl dran gedacht haben, einen Taufspruch für ihr Kind auszusuchen? Wenn nicht, welchen schlage ich vor?

Wieder mal heißt es, an einer fremden Tür zu läuten, ohne zu wissen, wer und was genau mich denn eigentlich dahinter erwartet.

Donnerstagnachmittag. Pünktlich 15 Uhr. Ich stehe vor der Tür eines Mehrfamilienhauses und klingele bei Familie Schön-Jung. Nach geraumer Zeit wird mir die Tür dann auch geöffnet. Eine junge Frau im Jogginganzug mit einem aus Leibeskräften plärrenden sechs Monate alten Kind auf dem Arm steht vor mir. In den wenigen Schreipausen, die mein zukünftiger Täufling einlegt, glaube ich zu verstehen, dass Frau Schön-Jung mich wohl erst eine Stunde später erwartet hat und ihr Mann, der Kindsvater, noch auf der Arbeit ist.

Ich bin mir aber sicher, dass sie am Telefon vorgestern 15 Uhr gesagt hat. Da Marvin, mein Täufling, da nicht im Hintergrund geschrien hat, hab ich es ganz genau gehört. Na, egal, jetzt bin ich da. Wir setzen uns an den Küchentisch, ich zücke mein Anmeldeformular, einen Kugelschreiber und die Taufagende. Das Kind plärrt.

Die Mutter sagt etwas.

Ich verstehe sie nicht. Marvin ist wahrlich ein stimmgewaltiger kleiner Kerl. Nur Fetzen von Frau Schön-Jungs Worten dringen an mein geplagtes Ohr: „... Kaffee?“

„Ja gern!“

„... Milch ... Zucker ...?“

„Milch!“

„... versteh Sie nicht ...“

„MILCH!!!“

Ich bekomme meinen Kaffee. Marvin entscheidet sich, dass er fürs erste genug geplärrt hat, legt die Stirn in nachdenkliche Falten und blickt mir kritisch ins Gesicht.

Die Kindsmutter und ich füllen gemeinsam das Anmel-

deformular aus. Name, Geburtstag und Geschlecht des Kindes sind kein großes Problem, doch dann kommen wir zu den Personalien der Eltern und ich frage ab, was das Kirchengemeindeamt eben so alles wissen will.

„Sind Sie beide konfirmiert?“

„Ich ja, aber mein Mann nicht, der ist ... ähm ... der war katholisch.“

„Ah, okay. Ihr Mann ist also aus der Kirche ausgetreten?“

„Ja, macht das was?“

„Solange ein Elternteil evangelisch ist, ist es rein rechtlich kein Problem.“

Wie gut, dass ich im Kirchenrechtskurs aufgepasst habe.

Wir arbeiten uns zu den Paten vor.

„Wer soll denn das Patenamt übernehmen?“

„Meine große Schwester und meine Freundin Trixi.“

„Beide evangelisch?“

„Ähm ... also die Trixi ist auch aus der Kirche ausgetreten.“

„Und Ihre Schwester?“

„Die ist evangelisch.“

Puh, Schwein gehabt. Das erspart mir nun eine mehrstündige Debatte darüber, warum bei einer Taufe mindestens ein evangelischer Pate anwesend sein muss.

„Kann die Trixi denn nicht Patin werden? Sie ist doch meine beste Freundin! Da muss man doch heutzutage tolerant sein!“

Ich erkläre ihr mit Engelszungen, dass das Patenamt entgegen der landläufigen Meinung ein kirchliches Amt ist. Dass also die Familie zwar ihren Wunsch äußert, die Zulassung zum Patenamt aber von der Mitgliedschaft in einer christlichen Kirche abhängt. Nach offizieller kirchlicher Auffassung ist es nämlich Hauptaufgabe eines Paten, ein Kind „zum Glauben anzuleiten“ und für den Täufling zu beten. Den Eltern hingegen ist es in der Regel herzlich egal, ob ihr Wunschpate nun evangelisch,

katholisch oder „garnix“ ist, oder ob er für ihr Kind betet oder es „zum Glauben anleitet“. Hauptsache, er ist für das Kind da. Diese unterschiedlichen Auffassungen sind Quelle einer Fülle von ebenso unnötigen wie unerfreulichen Debatten, die die Neigung haben, besonders dann zu eskalieren, wenn die Taufe bereits wenige Tage später stattfinden soll und alles schon geplant ist.

Ich bin inzwischen, nach zwölf Dienstjahren, in Fragen des Patenamtes sehr kulant geworden. Wer keiner christlichen Kirche angehört, aber trotzdem Pate sein will, der darf von mir aus im Gottesdienst tun, was der Pate auch täte: Das Kind über den Taufstein halten. Danach bekommt von mir eine schön gestaltete Urkunde, auf der festgehalten ist, dass er Taufzeuge ist und wird im Taufbuch der Kirchengemeinde, in der alle Taufen eingetragen werden, auch als „Taufzeuge“ geführt. Nur Pate darf ich ihn nicht offiziell nennen. Wie er sich selbst versteht, das ist seine Sache und Sache der Familie.

Aber im Fall von Marvin gibt es ja einen evangelischen Paten. Wie sie die Sache mit Trixi handhaben, interessiert mich deshalb nicht. Nun kommen wir ins Gespräch über die Taufe an sich und ihre Bedeutung.

„Der Marvin ist ja ihr erstes Kind. Waren Sie denn schon mal auf einer Taufe, wissen Sie so in etwa, wie das abläuft?“

„Ja, also, meine große Schwester, also die wo jetzt Patentante wird, hat schon zwei Kinder, bei dem zweiten bin ich ja die Patentante, ja da war ich schon bei der Taufe dabei ... was muss ich da noch mal sagen?“

„Sie meinen das Patenversprechen. Da kommen wir später noch drauf, wir gehen den Ablauf ja noch genau durch. Also ... Sie haben Ihr Kind zur Taufe angemeldet. Das ist schön. Mit der Taufe nehmen wir Marvin in unsere Kirchengemeinde auf. Aber was verbinden Sie persönlich denn mit der Taufe?“

„Naja, man macht das halt so ... außerdem soll er ja später keine Nachteile haben, in der Schule und so.“

„Na, das stimmt heutzutage nicht mehr. Es gibt sehr viele Kinder, die nicht getauft und in der Schule gibt es ja auch einen Ethikunterricht.“

„Sie wollen also unser Kind nicht taufen?!"

Frau Schön-Jung sitzt schon wieder senkrecht und funkelt mich böse an.

„Doch, natürlich. Ich habe lediglich gefragt, was Sie sich eigentlich unter der Taufe vorstellen, warum wir das machen wollen, was es eigentlich bedeutet. Also, warum ist es Ihnen denn wichtig, dass Ihr Marvin getauft wird?“

„Na, ich glaub schon irgendwie, dass er dann unter Gottes Schutz steht.“

Ich atme erleichtert auf. Wenigstens sind wir nun auf einen echten inneren Wunsch der jungen Mutter gestoßen. Sie wünscht sich Schutz für ihr Kind. Von da aus entwickelt sich das Gespräch dann ganz gut weiter. Ich erkläre ihr, dass sehr viele Eltern diesen Gedanken als Hauptgrund für die Taufe ihres Kindes angeben, dass aber die Taufe kein Rundum-Sorglos-Paket für junge Eltern ist. Dass unser Leben aber, egal was passiert, eingebettet ist in die Geschichte Gottes mit uns Menschen. Ich erzähle, wie Jesus die Kinder gesegnet hat. Und wie er seinen Jüngern aufgetragen hat, viele Menschen zum Glauben einzuladen und sie zu taufen im Namen des dreieinigen Gottes. Ich weiß nicht, ob das ankommt. Oder ob Marvins Taufe für sie nur ein nettes Ritual zur Namensgebung unter ominöser Verwendung dreier Handvoll Wasser bleibt? Immerhin, mein erstes Taufgespräch habe ich ganz gut gemeistert.

Als Taufspruch hatte die Mutter Psalm 90 Vers 10-11 ausgesucht: „*Gott hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen, dass sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößt.*“

Inzwischen lächle ich, wenn ich daran denke, mit welchem Feuereifer ich mich auf die Vorbereitung dieser allerersten Taufansprache stürzte. Zum ersten mal ist mir damals dieser Vers vom Schutz der Engel anlässlich einer

Taufe begegnet. Inzwischen weiß ich: Es ist der mit Abstand am häufigsten vergebene Taufspruch überhaupt. Ungefähr jeder zweite Täufling bekommt ihn am Tag der Taufe von der Patin oder dem Paten vorgelesen. Das spart mir, um ehrlich zu sein, eine Menge Arbeit. Ich kann meine Ansprache zu diesem Vers inzwischen auswendig.

„Muss das sein mit dem Wasser?“



Manchmal begegnen einem im Taufgespräch schon sehr skurrile Vorstellungen – und als junge Vikarin hatte ich natürlich noch wenig Erfahrung, wie man geschickt damit umgeht.

Es war eine meiner ersten Taufen. Das Kind, das getauft werden sollte, war schon etwas älter, vielleicht drei Jahre alt. Alles lief soweit ganz gut, die Eltern hatten einen Taufspruch herausgesucht – wieder der mit den Engeln.

Nun erkläre ich den Ablauf des Taufaktes.

„Also, wenn wir dann alle zusammen das Glaubensbekenntnis gesprochen haben, dann kommen Sie, also Eltern und Paten, mit dem Paulchen zum Taufstein. Dann gieße ich das Wasser ein und dann hält die Patin den Paul so ein bisschen mit dem Kopf über die Taufschale, dass ich da gut hin komme. Sie können ihn aber ganz normal auf dem Arm halten. Und dann ...“

Die Eltern gucken etwas betreten. Dann meldet sich die Mutter zu Wort.

„Ich hab da mal eine Frage ... muss das eigentlich sein mit dem Wasser?“

„Ähh ... bitte?“

„Also es ist so, das Paulchen hat immer etwas Probleme, wenn er Wasser über den Kopf kriegen soll, das ist

beim Haare waschen auch so. Wahrscheinlich hat er mal was ins Auge bekommen oder in die Nase, jedenfalls, bei Wasser über den Kopf reagiert er immer etwas panisch. Da kann es dann sein, dass er rum schreit und dass wir das Ganze dann abbrechen müssen. Und es soll doch ein schönes Fest mit schönen Erinnerungen werden. Also, wäre Taufe auch ohne Wasser möglich?"

„Ähm ... das ist ein interessanter Gedanke. Ich meine, ich fange zwar erst an, bin mir aber ziemlich sicher, dass das nicht geht. Soweit ich weiß, gibt es da in der Kirchengeschichte nur eine einzige Ausnahme für eine Taufe ohne Wasser. Und zwar unter Gefahr für Leib und Leben. Zum Beispiel, wenn jemand während einer Christenverfolgung im Gefängnis sitzt und am selben Tag noch hingerichtet werden soll und noch nicht getauft ist und es ist kein Wasser da. Dann kann ein Mitgefangener so tun als ob und sagen: Ich taufe dich ... und das gilt dann auch ohne Wasser. Aber unser Paulchen hier sitzt ja nicht im Gefängnis, gell Paulchen?“

Der Vater ist völlig entsetzt.

„Wie können Sie nur vor dem Kind von einer Hinrichtung sprechen?!“

„Entschuldigung, ich wollte halt verdeutlichen, dass es in unseren Breitengraden einfach nicht geht. Das Wasser gehört zur Taufe dazu.“

„Dann lassen wir unser Paulchen eben nicht taufen, oder erst wenn er größer ist.“

„Und wie wäre es, wenn ich nur kurz die Hand ins Wasser tauche und ihm nur ein winzig kleines Kreuz mit dem Wasser auf die Stirn zeichne?“

„Hm, das müssten wir mal vorher ausprobieren.“

Ein paar Minuten später finde ich mich mit Eltern und Paulchen im Badezimmer der Familie wieder. Paulchen betrachtet die Vorkehrungen zur Operation „wir üben eine Taufe“ mit gewisser Skepsis.

„Ich will keine nassen Haare.“

„Die werden ja auch nicht richtig nass. Ich mach ja nur

ein ganz kleines Kreuz mit Wasser auf deine Stirn.“

„Warum?“

„Weil wir dich am Sonntag taufen. Und das üben wir jetzt.“

„Warum?“

„Weil das ein tolles Fest ist, da kommt deine ganze Familie und da wirst du in die Kirche aufgenommen. So wie deine Mama und dein Papa.“

„Werden die auch nass gemacht?“

„Nein, aber als die klein waren, da sind sie auch getauft worden.“

„Warum?“

„Komm Paulchen“, schaltet der Vater sich wieder ein.
„Ich nehme dich jetzt mal auf den Arm. Das macht am Sonntag die Tante Birgit. Und da in der Kirche, da ist auch so ein Becken wie hier, nur viel schöner, das ist sogar aus Gold. Frau Müller, ich glaube, Sie könnten es jetzt mal versuchen.“

Also gut.

„Paulchen, schau, meine Hand ist ein bisschen nass, und jetzt mach ich dir ganz vorsichtig mit dem Wasser ein Kreuz auf die Stirn. Alles gut? War es schlimm? Nein? Okay, genauso machen wir das am Sonntag auch.“

„NEEIIIIIIIN!!!!!!“



Wir taufen in der evangelischen Kirche nicht nur Säuglinge. Sondern Kinder jeden Alters, und auch wenn es sich ergibt, Jugendliche und Erwachsene.

Nicki zum Beispiel ist schon vier, als ihr großer Tag ansteht. An Nickis Taufe werde ich mich ewig erinnern und auch meinen Kindern und Enkeln noch davon erzählen.

Es ist Sonntag, 10 Uhr. Der Gottesdienst mit Taufe von Nicki ist seit einer halben Stunde im vollen Gange. Ich bin gehobener Stimmung. Nicki ist echt eine ganz Süße. Es war auch ein wunderbares Taufgespräch. Freundliche und aufgeschlossene Eltern und ein lebhaftes und interessiertes Kind, das die Erzählung von Jesus und der Segnung der Kinder begierig aufgesaugt hat. Alles paletti, Kind und Eltern samt Paten, Cousins und Cousinen haben, wenn auch teils mit einigen Minuten Verzögerung, den Weg in die Kirche gefunden. „Ja, ja. Wenn man eher selten kommt, kann man sich schon mal verlaufen ...“, kommentierte ich das verspätete Hereinschleichen. Die Gemeinde hat dazu verhalten gegrinst. Jetzt sind alle am Platz. Die größeren Kinder, die schon getauft sind, haben ihre Taufkerzen mitgebracht, angezündet und auf den Altar gestellt. Die Gemeinde ist entzückt und ich auch. Das angewärmte Taufwasser steht schon bereit. Wir könnten dann zur Sache kommen.

Ich leite von der extra kurz gehaltenen Predigt zum Taufakt über.

„Nachdem wir nun Gottes Wort gehört haben, wollen wir die kleine Nicki jetzt taufen.“

Da passiert es. Nicki holt tief Luft, läuft purpurrot an und plärrt: „NEIIIIIIIIIN!!!!“

Stille. Man könnte eine Stecknadel fallen hören. Die Gemeinde verfolgt nun mit atemloser Spannung das sich unverhofft bietende Spektakel.

Ich löse mich aus meiner Schockstarre. Besonnenheit ist gefragt. Fachverständ. Pädagogisches Geschick.

Ich gehe also zu Nicki, begebe mich mit ihr auf Augenhöhe und sage leise: „Hör mal Nicki, wir haben das doch gestern besprochen. Es ist wirklich nicht viel Wasser, nur drei kleine Tropfen und das Wasser ist auch ganz warm. Schau mal, dein Cousin, den hab ich neulich auch getauft, und siehst du? Es geht ihm gut! Gell, Lukas? Hat gar nicht weh getan!“

Lukas grinst und schüttelt den Kopf.

Nicki blickt mir prüfend ins Gesicht. Holt dann zum zweiten mal tief Luft. Und ich halte mir die Ohren zu, während Nicki in einer Frequenz, die fünf Kilometer im Umkreis die Fledermäuse von den Dachbalken fallen lässt, ein zweites „NEIIIINNNNN!“ durch den Kirchenraum kreischt.

Vorsichtig nehme ich die Finger wieder aus den Ohren.

„Okay, Nicki. Du willst jetzt nicht getauft werden. Ist gut. Vielleicht willst du dann ja nachher getauft werden, wenn alle Leute nach Hause gegangen sind.“

Die Gemeinde applaudiert ob der salomonischen Lösung, wir setzen den Gottesdienst fort. Nach dem Segen gehen alle heim, nur Nicki und ihre Familie sind noch da.

„Willst du jetzt getauft werden?“

Diesmal kommt das Nein schon etwas zögernder.

„Und wenn deine Mama das mit dem Wasser macht?“

Lange Pause. Dann ganz leise:

„Hm ... ja.“

„Okay, ich werte das jetzt mal als ‚Ja, ich will‘.“

Die Mutter träufelt ihrem Kind das Wasser über die Stirn. Ich sage dazu:

„Wir taufen dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Der Organist intoniert ein triumphierendes: „Ich bin getauft auf deinen Namen!“

Und die Familie bedankt sich 1000 mal. Schließlich haben sie vor Wochen schon die Wirtschaft bestellt für sechzig Gäste, nicht auszudenken, wenn die jetzt alle wieder nach Hause gehen müssten.

Highlights aus dem Konfirmandenunterricht



Nachdem sie im zarten Alter von einem bis drei Jahren feierlich getauft worden sind, verschwinden die meisten Kinder samt Familien leider wieder aus meinem und meines Mentors Blickfeld. Anfangs fand ich das ziemlich enttäuschend, immerhin versprechen doch Eltern und Paten, ihre Kindern christlich zu erziehen. Schade, dass viele es dann doch nicht tun. Die Begründungen sind immer dieselben:

„Keine Zeit.“

„Ich bin nicht bibelfest. Das soll sie später mal im Religionsunterricht lernen!“

„Wir wollen mit unseren Kindern den Gottesdienst nicht stören.“

Dabei gibt es in unserer Gemeinde einen Krabbelgottesdienst für die ganz Kleinen und ihre Eltern und für die größeren einen Kindergottesdienst. Drei Mitarbeiterinnen kümmern sich seit Jahr und Tag treu und brav jeden zweiten Sonntag um sage und schreibe zwei bis drei Kinder.

Das ist schon etwas frustrierend.

Zur Konfirmation aber tauchen sie dann aber alle wieder aus ihren Löchern auf. Ja, sie brennen geradezu darauf, ihren im Alltag treulich gepflegten Glauben als mündige junge Christen vor der ganzen Gemeinde zu bekennen.

Oder?

Na ja, wenn nicht, dann ist so eine Playstation 2 oder 1000 Euro Konfirmanden-Honorar von den Paten natürlich auch ein Argument.

Nachdenkliche Konfirmanden und ein großes Kreuz



An meine allererste Konfirmandengruppe habe ich, um ehrlich zu sein, nur wenig Erinnerungen. Kein Wunder. Denn ich habe die meiste Zeit bei Hans hospitiert und musste nur selten selber ran. Hans jedenfalls gab sich redliche Mühe, um seinen Unterricht für die Jugendlichen so attraktiv und spannend wie möglich zu gestalten.

An eine seiner Unterrichtsstunden erinnere ich mich ganz genau.

In einer nächtlichen Hobel- und Sägaktion bastelte mein Mentor ein großes Kreuz aus dicken Balken. Daran erklärte er anschaulich die Frage: „Wie kommt ein Mensch zu Gott? Was muss man tun, um Gott zu gefallen?“

Die Konfirmanden schlügen alles Mögliche vor. Man muss gute Taten tun. Man muss für Bedürftige spenden. Man muss sich an die 10 Gebote halten.

„Das ist alles richtig“, erwiderte Hans. „Aber es genügt nicht. Gott ist grenzenlos gut und heilig. Meinst du, dass Gott sich besonders beeindrucken lässt, nur weil du mal eine Spende ans Rote Kreuz machst? Das ist zwar nett von dir. Aber am nächsten Tag streitest du dann wieder mit deinen Mitschülern und sagst schlimme Wörter. Wenn es nur um dich ginge, wärst du nie gut genug für Gott. Dazu müsstest du ein ganz heiliges Leben führen.“

„Aber das ist doch Unsinn!“, meinte ein Konfirmand. „Jeder ist doch gut und schlecht. Sogar die ganz Guten haben irgendwann mal Fehler gemacht, in ihrer Jugend oder so.“

„Eben. Und deshalb ist Gutes tun zwar eine tolle Sache. Aber trotzdem kommst du damit allein bei Gott nicht weiter. Schaut, hier habe ich ein paar kleine Bretter. Ver-

sucht damit mal eine Brücke zu bauen zwischen diesen beiden Stühlen hier.“

Er stellte zwei Stühle mit etwa zwei Metern Abstand in die Mitte des Raumes.

Die Konfirmanden bemühten sich redlich, aus den viel zu kurzen Brettern eine Brücke zu bauen.

„Das geht nicht, die sind zu kurz. Und zu dünn.“

„Eben. Der eine Stuhl steht für die Menschen. Der andere Stuhl steht für Gott. Die kurzen Bretter sind eure ganzen guten Taten. Die reichen nicht. Damit könnt ihr keine Brücke zu Gott bauen. Aber Gott hat eine Brücke zu euch gebaut. Diese Brücke ist Jesus.“

Nun kam das große Balkenkreuz ins Spiel. Das ließ sich nun mühelos als Brücke über die beiden Stühle legen. Und nacheinander geleitete Hans seine Schützlinge an sicherer Hand allesamt über das Kreuz von einer Seite auf die andere.

„Das“, erklärte er, „passiert, wenn ihr euch an Jesus haltet und ihm vertraut. Gott ist viel zu groß und zu heilig, aus eigener Kraft könnt ihr nicht zu ihm kommen, aber Jesus ist wie so eine Brücke zwischen euch und Gott.“

„Aber Jesus ist doch tot.“

„Nein, der ist für uns alle am Kreuz gestorben und danach auferstanden. Jedenfalls ist es das, was wir Christen glauben. Deshalb können wir ihm heute noch nachfolgen und zu ihm beten. Sonst hätte das ja alles keinen Sinn.“

„Aber das ist doch irgendwie unlogisch.“

„Wenn jemand tot ist, kann er doch nicht leben.“

„Höchstens in den Erinnerungen oder so. Das haben Sie doch auf der Beerdigung von meiner Oma gesagt. Sie ist tot, aber sie lebt in euren Erinnerungen!“

„Stimmt. Aber nicht nur da, sondern sie lebt auch bei Gott, und so ist das mit Jesus auch.“

„Aber wenn man nur noch über diese komische Jesusbrücke gehen muss, dann braucht man ja gar nicht mehr gute Sachen zu machen. Ich dachte immer, dass die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. Ich meine,

über diese Jesusbrücke könnte ja auch ein Mörder gehen.
Oder Hitler. Oder so.“

„Ganz genau.“

„Wie, ganz genau?“

„Wenn so jemand seine Taten bereut und dann versucht,
Jesus nachzufolgen, dann wird Gott ihm vergeben.“

„Aber das ist doch voll unfair! Ich meine, manche Leute
haben hunderte Menschen umgebracht! Sollen die da-
für nicht bestraft werden?“

„Doch schon. Natürlich. Dafür gibt es Gesetze. Menschen,
die solche Dinge tun müssen bestraft werden, egal
ob sie es bereuen oder nicht. Aber wenn so jemand es
ernst meint und es ihm wirklich leid tut und er Gott um
Vergebung bittet, dann kommt er später nicht in die Hölle.
Wer sich an Gott hält, der ist Gottes Kind, auch dann,
wenn er vorher schlimme Dinge getan hat.“

„Und was wäre, wenn jemand wie Hitler sagt, es tut
ihm leid? Kommt er dann auch in den Himmel?“

„Sagen allein genügt nicht. Er muss es so meinen und
er muss Gott um Vergebung bitten. Aufrichtig.“

„Ich will aber nicht mit so jemand wie Hitler im Himmel
sein!“

„Naja, die Entscheidung musst du schon Gott über-
lassen. Aber wenn so jemand wie Hitler tatsächlich im
Himmel wäre, dann wäre er mit Sicherheit nicht mehr
derselbe, der er vorher war.“

Das Knicklicht



Nicht immer ging es im Konfirmandenunterricht so ruhig und besinnlich zu, schon gar nicht auf der Konfirmandenfreizeit. Die Konfirmandenfreizeit ist in jedem Jahr eins der Highlights. Meist über ein verlängertes Wochenende geht es in ein Schullandheim oder ein kirchliches Freizeitheim. Drei Tage lang wird miteinander gelebt, gelernt, gelacht, gestritten, gegessen und abgespült.

Das ist für alle Beteiligten etwas anstrengend. Aber wichtig. Denn wenn die Konfirmandenfreizeit gelungen ist, dann behalten die Jugendlichen meist den ganzen Kurs in guter Erinnerung und treten ihr Erwachsenenleben mit der Erkenntnis an: Die Kirche ist gar nicht so unrecht und das mit dem Glauben ist schon irgendwie wichtig, auch wenn wir ihn nach der Konfirmation erst mal wieder beiseite packen bis zur kirchlichen Trauung.

Das Highlight der Freizeit ist wiederum in jedem Jahr die Nachtwanderung. Man glaubt nicht, wie leicht man verwöhlte Wohlstandskinder glücklich machen kann, wenn man als Vikarin oder als Pfarrer auf der Konfirmandenfreizeit eine Sache im Gepäck hat: Knicklichter. Möglichst viele, möglichst bunte, möglichst mit Verbindungsstücken, sodass die Konfis daraus Armbänder, Ketten und andere kreative Dinge formen können.

Die Bedienung eines Knicklichts ist denkbar einfach. In einem Plastikrörchen befindet sich eine fluoreszierende Flüssigkeit. Wenn man das Rörchen knickt und etwas schüttelt, fängt es an zu leuchten. Die Begeisterung ist jedes mal groß.

Es ist Samstagabend, Tag zwei unserer Freizeit. Wir haben mit den Jugendlichen das Thema Abendmahl durchgenommen. Ich kündige nach Absprache mit Hans die

Nachtwanderung an.

Gemaule und Gemosere.

„Och neiiiin. Frau Müller, ich will nicht.“

„Es ist so kalt.“

„Wir dürfen um die Zeit doch gar nicht mehr raus.“

„Und wenn wir uns verlaufen?“

„Tja“, sage ich, „das ist ja das Spannende an einer Nachtwanderung. Man kann nicht alles planen und manchmal verläuft man sich auch.“

„Maaann, Frau Müller! Und was machen wir, wenn wir uns mitten im finsternen Wald verlaufen?“

„Dann binden wir dich an einen Baum und suchen den Heimweg.“

„Boooah ist das gemein!“

„Schluss jetzt!“, schaltet mein Mentor sich ein „keine Widerrede! In zehn Minuten im Eingangsbereich. Mit festen Schuhen und Jacken!“

Mosernd und maulend machen sie sich auf den Weg in ihre Zimmer, um das Benötigte zu holen. Nur Kirstin ist noch im Raum.

„Na, was ist? Schuhe? Jacke? Hopphopp!“

„Frau Müüüüüller, darf ich da bleiben?“

„Vergiss es.“

Nun wird sie auf einmal ganz vertraulich.

„Aber ich habe meine ... Sie wissen schon was.“

„Du wirst es kaum glauben, aber die habe ich gelegentlich auch. Und ich kann dir versichern, gerade wenn man seine Tage hat, tut die frische Luft ganz besonders gut.“

„Mann, Frau Müller! Sagen Sie das doch nicht laut!“

„Ab jetzt mit dir. Jacke, Schuhe, du hast noch fünf Minuten!“

„Och Menno ...“

Sie schleicht von dannen. Fünf Minuten später. Ein Konfirmand nach dem anderen trudelt ein, alle wetterfest verpackt, wenn auch immer noch maulend. Wir sammeln uns im Eingangsbereich. Nun kommt mein Joker. Mit einer theatralischen Geste greife ich in meine Tasche

und fördere einen Schwung Knicklichter zu Tage. Es funktioniert.

„Uuuuuuu Knicklichter! Boah, Frau Müller, Sie sind die Beste!“

„Dürfen wir echt?“

„Ich will Grün!“

„Ich auch! Wie viele Grüne haben Sie?“

„Hey, das ist ja gar nicht Grün, das ist ja Lila. Wollen wir tauschen?“

„Dürfen wir zwei?“

Sie dürfen. Los geht es, ab in den Wald. Die ganze Gruppe sieht aus wie ein Schwarm von Glühwürmchen. Die ersten fangen an, mit ihren Knicklichtern Kämpfe aus Star Wars nachzustellen: „Wusch! Wusch!“ - „Selber Wusch!“ - „Na warte, ICH BIN DEIN VAAATER!!“

Herrlich, so soll es sein, wenn sie sich jetzt austoben, fallen sie nachher in die Betten.

Da durchdringt ein markerschütternder Schrei das fröhliche Geplapper.

„EFF BRENNNT!!!“

„Boah, Martin, du bist so ein Vollidiot!“

„Krass!“

„Echt, wie kann man nur so dumm sein?!“

Ich laufe hin.

„Was ist denn passiert?“

Martin, ein relativ kleiner, magerer Junge mit dunklen Strubbelhaaren, hält sich verzweifelt den Mund. Sein Anorak ist übersät mit grün leuchtenden Flecken.

„EFF BRENNT!“, schreit er wieder. Inzwischen hat sich eine Traube um uns gesammelt. Hans eilt herbei. „Was ist passiert?“

„Martin hat in sein Knicklicht gebissen“, sage ich.

„Scheiße, ist das Zeug giftig?“

„Keine Ahnung, gesund ist es sicher nicht. Hast du ein Handy dabei?“

„Nein. Hat jemand ein Handy dabei?“

„Wir dürfen doch keine Handys.“

„Okay, ich laufe jetzt mit Martin zum Haus zurück und wir rufen den Notarzt. Hast du was davon verschluckt?“

Martin ist den Tränen nahe.

„Nein. Aber eff brennt!“

Ich packe ihn am Arm und schleife ihn zurück zum Jugendhaus. Um es abzukürzen: Nein, die Flüssigkeit in Knicklichtern ist nicht giftig. Jedenfalls nicht extrem. Sie ist allerdings auch nicht gerade gesund und schmackhaft. Und wie Martin bestätigen kann: Sie brennt ziemlich im Mund.

Seitdem erkläre ich jedem Konfirmandenjahrgang vor der Nachtwanderung: „Beißt nicht in eure Knicklichter. Es gab da mal einen Jungen namens Martin ...“

Der Kabelbinder



In meinem zweiten Jahr im Vikariat hatte ich dann meine eigene Gruppe und durfte auch selbständig mit ihnen auf die Konfirmandenfreizeit fahren. Mit im Team war diesmal Jürgen, unser neuer Diakon.

Auf dieser meiner zweiten Konfirmandenfreizeit biss niemand in sein Knicklicht. Alles lief entspannt. Am Samstagabend hatten Jürgen und ich es uns mit einer Flasche Rotwein und etwas Käse auf dem Treppenabsatz bequem gemacht, der den Jungentrakt vom Mädchentrakt trennte. Denn es ist ein beliebtes Spiel auf Konfirmandenfreizeiten, die Betreuer auszutricksen und sich in die Zimmer des jeweils anderen Geschlechts zu schleichen. Passieren tut selten etwas, denn meist sind es Vier- oder Sechsbettzimmer, und selbst der dreisteste Jugendliche würde doch peinlich berührt reagieren, wenn seine ersten unsicheren Annäherungsversuche unter den Blicken

von drei oder vier Kameraden und Kameradinnen stattfinden. Das Ganze ist eher von der sportlichen Seite zu sehen. Wenn es den Konfis gelingt, die Betreuer zu überlisten, sitzen sie meistens nur gemütlich zusammen, halten allenfalls Händchen und essen Chips.

Trotzdem muss man natürlich vorsichtig sein als Betreuer. Also bleibt man eben, nachdem man die Kids um Mitternacht ins Bett geschickt hat, noch etwas auf und sondiert ab und zu das Feld. Spätestens gegen ein Uhr kann man sich meistens schlafen legen.

In dieser Nacht war alles ruhig.

„Okay“, sagte ich zu Jürgen, „ich glaub ich hau mich dann mal auf’s Ohr.“

„Angenehme Träume! Ich trink noch kurz aus und drehe eine letzte Runde.“

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Ich war wirklich todmüde. Nur noch schnell Zähne putzen und dann ab in Morpheus Arme.

Es klopfte an der Tür.

Die Zahnbürste im Mund öffnete ich. Vor mir steht Jürgen. Neben ihm Konfirmand Maxi, kreidebleich im Gesicht. Mir fällt die Zahnbürste aus dem Mund.

„Um Himmelsch Willen, wasch ist denn losch?“, nuschle ich, während mir der Zahnpastaschaum über das T-Shirt läuft.

„Ich kriege das nicht mehr ab.“

„Was kriegst du nicht ab?“

Maxi reckt mir mit einem schmerzerfüllten Grinsen die rechte Hand entgegen. Der Daumen ist lila geschwollen. Um das Daumengelenk ist ein Kabelbinder so fest gezurrt, dass er tief in das Fleisch schneidet.

„Da war wohl jemand ganz besonders schlau“, kommentiert Jürgen.

„Scheißel!“, sage ich.

Was war passiert? Einer der Jungs hatte im Schrank einen Kabelbinder gefunden. Was der im Sechsbettzimmer

einer Jugendherberge verloren hat, gehört zu den ungelösten Rätseln der Menschheitsgeschichte. Kabelbinder kannten die Konfirmanden unter anderem als provisorische Handschellen aus diversen Krimis. Nun musste unbedingt getestet werden, ob man einen festgezurrten Kabelbinder tatsächlich so schwer wieder los bekommt. Unschuldiges Opfer dieses Versuchs wurde der Daumen von Maxi. Diesmal haben wir nicht den Notarzt gerufen, sondern den Verwundeten gleich in die Notaufnahme des nahegelegenen Kreiskrankenhauses gefahren.

Seit diesem Vorfall warne ich die Konfirmanden zu Beginn einer Freizeit nicht mehr nur davor, bei der Nachtwanderung in ihre Knicklichter zu beißen. Sonderne füge hinzu: „Sollte jemand von euch einen Kabelbinder finden, lasst die Finger davon. Es gab da mal einen Konfirmanden namens Maxi ...“

Der Schwanz hat am meisten Spaß



Früher gab es vor der Konfirmation die so genannte Konfirmandenprüfung. Da mussten die Jugendlichen vor der versammelten Kirchengemeinde, dem Kirchenvorstand und ihren Eltern und Paten ihr Wissen über den christlichen Glauben unter Beweis stellen. Oft wurden Absätze aus dem Katechismus abgefragt. Die Konfirmandenprüfung in dieser Form gibt es heute nicht mehr. Üblich ist stattdessen ein sogenannter Vorstellungsgottesdienst. Die Jugendlichen erarbeiten selbst Texte, Gebete, kreative Elemente und eine Predigt und bringen diese in den Gottesdienst ein. Jeder ist daran beteiligt. Der Pfarrer spricht nur die Begrüßung ganz zu Beginn und den Segen ganz am Ende. Auf diese Weise setzen die jungen

Menschen sich mit einem Thema auseinander, stellen ihren Teamgeist unter Beweis und können danach auf die gemeinsam erbrachte Leistung stolz sein.

„Also ihr Lieben, wie ihr wisst ist ja in zwei Wochen Vorstellungsgottesdienst ...“

Ungläubiges Erstaunen.

„In ZWEI Wochen? Müssen wir da kommen?“

„Was ist, wenn man da nicht kommt?“

„Muss da jeder was sagen?“

„Meine Freundin die Babsi wird in Nürnberg konfirmiert, die müssen das fei nicht!“

„Wenn nicht alle durcheinander reden würden, könnten wir alles in Ruhe klären“, sage ich. Nach und nach kehrt Ruhe ein. Neun Augenpaare blicken mich gespannt und beinahe etwas ängstlich an. Ich muss schmunzeln. Unsere coolen Konfis. Immer eine große Klappe. Aber wehe, man muss sich mal wirklich vor andere stellen und für seine eigene Meinung eintreten.

„Okay, liebe Konfis. Vorstellungsgottesdienst. Das ist ein Gottesdienst, den wir alle gemeinsam in der Gruppe vorbereiten. Wir überlegen uns, was in den Gottesdienst alles rein soll. Wir suchen zusammen Lieder aus. Zwei von euch schreiben ein Gebet. Zwei formulieren die Fürbitten. Und fünf kümmern sich um die Predigt.“

„Wie, die Predigt?!“

Blankes Entsetzen.

„Na ja“, erläutere ich, „zu einem Gottesdienst gehört eine Predigt. Sag mir jetzt bitte nicht, du weißt nicht, was das ist. Weil ich sonst wirklich verzweifelt wäre!“

„Aber das dürfen doch nur Pfarrer!“

„Nein. Das dürfen alle, die von der Kirchengemeinde einen Auftrag dazu bekommen haben. Und ihr habt hiermit meinen Auftrag.“

„Aber ich kann mich da nicht hinstellen und zwanzig Minuten reden!“

„Sollst du ja auch nicht. Ich sag doch, wir bereiten

das in einer Gruppe vor. Wir nehmen den Predigttext von dem Sonntag in zwei Wochen. Wir überlegen uns in der Gruppe was dazu. Und dann liest jeder von den fünf Leuten in der Predigtgruppe zwei bis drei Sätze vor. Mehr ist es nicht.“

„Trotzdem, ich sterbe!“

Andrea markiert einen Ohnmachtsanfall.

„Wenn wir jetzt anfangen“, ermuntere ich sie, „haben wir mehr Zeit und können uns nächste Woche noch um die Feinarbeit kümmern und das Ganze einmal üben. Mit Mikrofon, und so.“

Nach etwas Gemosere lassen sie sich dann doch drauf ein. Zwei Konfirmanden haben sich des Eingangsgebetes angenommen und wälzen nun eifrig mein Gottesdienstbuch nach einem geeigneten Text. Zwei weitere sitzen mit der Tageszeitung an einem kleinen Ecktisch.

Wie hatte der große Theologe Karl Barth doch einst treffend formuliert? „Ein Christ muss zwei Dinge lesen. Die Tageszeitung und die Bibel. Die Tageszeitung sagt ihm, wofür er beten soll. Und die Bibel sagt ihm, wie.“ Die beiden am Ecktisch schneiden nun Bilder von Kriegen und Katastrophen aus und überlegen sich zu jedem der Bilder ein kurzes Gebet.

Ich habe mit der Hauptgruppe, fünf Jugendlichen einen Kreis gebildet. Wir machen uns Gedanken zu einem Text aus dem 1. Korintherbrief, Kapitel 12. Denn dieser Abschnitt ist am kommenden Sonntag als Predigttext dran. Es geht in diesem Text grob gesagt darum, dass eine christliche Gemeinschaft wie ein menschlicher Körper ist, an dem jedes Körperteil seine ihm bestimmte Aufgabe erfüllt: *„Das Auge kann nicht sagen zu der Hand: Ich brauche dich nicht. Oder auch das Haupt zu den Füßen: Ich brauche euch nicht. Wenn der Fuß spräche: Ich bin keine Hand, darum bin ich nicht Teil dieses Körpers, ist er es trotzdem. Und wenn das Ohr spräche: Ich bin kein Auge, darum gehöre ich nicht dazu – natürlich ist es trotzdem Teil des ganzen. Wenn der ganze Körper nur Auge wäre, was wäre dann mit dem Hö-*

ren? So wie ein Körper aus vielen unterschiedlichen Körperteilen gebildet wird, ist es auch mit der christlichen Gemeinde. Wir sind zwar viele, aber wir sind doch nur ein Leib. Und jeder hat in dieser Gemeinschaft seine Aufgabe und seinen Sinn.“

„Nun“, frage ich, „wenn wir als Konfirmandengruppe wie ein Körper sind – was wäre denn dann zum Beispiel das Ohr?“

Stille.

Dann, ein Mädchen: „Vielleicht jemand, der anderen besonders gut zuhören kann?“

Bingo. Sie haben es begriffen.

„Sehr gut. Wer wäre wohl eine Hand?“

Ein Junge meldet sich eifrig. „Jemand, der handwerklich geschickt ist.“

„Aha. Und ist eins davon besser oder schlechter?“

„Nein. Es hat halt jeder seine eigenen Talente.“

„Super. Genau so ist es gemeint. Jeder hat seine eigenen Begabungen, jeder ist wichtig für das Ganze. Nun überlegt mal jeder für sich fünf Minuten lang, was er oder sie besonders gut kann. Und ob man diese Gabe vielleicht irgendeinem Körperteil zuordnen kann. Zwei Beispiele haben wir ja schon.“

Fünf Köpfe neigen sich tuschelnd über die Konfirmandenordner. Hier und da macht sich jemand ein paar Notizen.

„Na?“, frage ich nach fünf Minuten, „wie weit seid ihr?“

„Fertig.“

„Fertig? Na dann erzählt mal!“

Nacheinander und etwas verlegen liest jeder vor, was auf seinem Zettel steht.

„Ich bin wie eine Hand. Weil ich gern helfe.“

„Ich bin ein Ohr. Ich kann gut zuhören.“

„Ich bin ein Fuß. Ich spiele gern Fußball und treibe Sport.“

Maxi hat nichts geschrieben. Er grinst die ganze Zeit nur breit in die Runde.

„Na Maxi? Und wer oder was bist du?“

„Ich bin der Schwanz. Der Schwanz hat am meisten Spaß.“

**„Tschüs Frau Müller,
Wir sehen uns bei meiner Hochzeit!“**



Am Ende des Konfirmandenjahres steht die Konfirmation. Und irgendwie ist dieser feierliche Gottesdienst für mich immer eine Art Entschädigung für alle während des Jahres gelassenen Nerven. Ganz egal, ob es eine eher ruhige oder eine eher quirlige Gruppe war. Ganz egal, ob mich der eine oder die andere in den vergangenen zwölf Monaten ein oder mehrmals zur Weißglut gebracht hat – in dem Moment, in dem sie da so ungewohnt erwachsen, so seltsam still und besinnlich vor mir sitzen im Konfirmationsgottesdienst weiß ich: Es ist doch alles okay. Die werden ihren Weg machen. Und sie werden die Konfirmandenzeit in guter Erinnerung behalten, auch dann, wenn ich sie nun erst mal nicht mehr jeden Sonntag sehe. Ich habe selber keine Kinder, aber ich glaube, so ähnlich fühlt sich eine Mutter nach einer anstrengenden Geburt.

Im Mittelpunkt des Konfirmationsgottesdienst steht die Einsegnung. Die Konfirmanden kommen paarweise nach vorne. Ich nenne laut ihre Namen und lese den Konfirmationsspruch vor. Die Paten der Jugendlichen treten herzu und legen ihren Patenkindern ermutigend und bestärkend die Hand auf den Rücken. Und ich legen ihnen einzeln zum Segen die Hände auf den Kopf und spreche die Worte, die vor mir tausende Pfarrer zu tausenden Konfirmanden gesagt haben:

„Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist gebe dir seine Gnade.

Schutz und Schirm vor allem Bösen.

Stärke und Hilfe zu allem Guten.

Dass du bewahrt wirst im Glauben zum ewigen Leben.“

Danach: Feierlichkeit und Tränen bei den Eltern und Paten. Erleichterung und Gelächter bei den Jugendlichen. Zufriedene Erschöpfung bei mir. Und ein Lächeln auf den Gesichtern der übrigen Gottesdienstbesucher. Was kann es Schöneres geben? Das Glas Rotwein am Abend nach der Konfirmation habe ich mir trotzdem redlich verdient.

Nach meinem ersten eigenen Konfirmationsgottesdienst verabschiedeten sich alle mit Handschlag und warmen Worten. Konfirmand Maxi kam als letzter. Reichte mir seine inzwischen vom Kabelbinder genescene rechte Hand und verabschiedete sich mit den Worten: „Tschüs Frau Müller! Bis zu meiner Hochzeit!“

Mit dieser meiner ersten „eigenen“ Konfirmation ging auch die zweieinhalbjährige Ausbildungsphase im Vikariat zu Ende. Ich war nun fertig ausgebildete Pfarrerin. Nun begann der Ernst des Lebens. Gespannt wartete ich auf Post aus dem Landeskirchenamt. Wohin es wohl diesmal geht?

TEIL II

Unter Pinguinen – Mein Jahr in einem evangelischen Kloster

„Spezialvikariat Spiritualität“



Doch es kam ganz anders. Eine Woche, bevor unser „Einsatzbescheid“ kommen sollte, stand auf einmal Hans vor meiner Tür. Er wedelte mit einem Zeitungsausschnitt vor meiner Nase herum.

„Schau mal, was heute im Amtsblatt stand! Ich habe da sofort an dich gedacht!“

„Was ist das denn?“

„Eine Stellenausschreibung. Sie suchen jemanden, der nach abgeschlossenem zweiten Examen für ein Jahr in eine christliche Kommunität geht und sich da in geistlicher Begleitung ausbilden lässt! Menschen auf ihrem spirituellen Weg begleiten, das ist doch genau dein Ding! Ich meine, dadurch, dass du selber lange auf der Suche warst ...“

Mein Interesse ist geweckt. Staunend lese ich, was da steht. Es handelt sich um eine Stelle, die auf ein Jahr befristet ist. Der angehende Pfarrer, die angehende Pfarreerin soll zwölf Monate lang in und mit einer Gemeinschaft von evangelischen Nonnen leben, an deren Gottesdiensten teilnehmen, das eine oder andere Seminar besuchen, hospitieren, Angebote in der kirchlichen Erwachsenen-

bildung kennenlernen, das alles mit dem Ziel, Menschen ohne einen christlichen Hintergrund oder solchen, die auf der Suche nach einem für sie passenden Glauben sind zu beraten und auf ihrem Weg zu begleiten.

Das Ganze nennt sich „Spezialvikariat Spiritualität“. Statt sofort in irgendeine Gemeinde geschickt zu werden, gibt es noch mal zwölf Monate Schonfrist mit der Möglichkeit, sich weiterzubilden. Dafür nur halbes Gehalt. Und ich soll noch mal einen Mentor vor die Nase gesetzt bekommen.

Ich erwog kurz das Für und Wider.

Evangelische Nonnen? Davon hatte ich noch nie etwas gehört.

Ich machte mich erst mal im Internet schlau. Die Gemeinschaft nennt sich „Evangelische Marienschwesternschaft“. Die Schwestern tragen eine graue Ordenstracht mit schwarzem Schleier. Es gibt auch einige Brüder, die sich diesem einfachen Leben angeschlossen haben, allerdings betreiben die ihre eigene Kommunität, und zwar in Halle. Die Brüder tragen als Ordenstracht einen schlichten schwarzen Anzug mit Stehkragen. Auf den ersten Blick sehen sie aus wie altmodische katholische Priester. Schwestern und Brüder leben in einem klosterähnlichen Verbund, und zwar nach der Ordensregel des Heiligen Benedikt. Das heißt: Der Tag gliedert sich in Gebet und Arbeit, sie treffen sich dreimal am Tag zum gemeinsamen Gebet und engagieren sich im sozialen Bereich. Führen beispielsweise ein Pflegeheim, bauen biologisches Gemüse an und betreiben kirchliche Bildungsarbeit in einem eigenen Gästehaus.

Die Schwestern haben ihre Kommunität im oberfränkischen Schönstadt im Frankenwald. Die Brüder in Halle.

Evangelische Mönche und Nonnen und ich mittendrin? Das klang erst mal sehr eigenartig. Aber auch irgendwie interessant. Und es wäre ja nur für ein Jahr.

Also schrieb ich eine Bewerbung und bekam die Stelle sofort.

Der neue Mentor



An einem warmen, sonnigen Herbsttag des Jahres 2003 machte ich mich also zum ersten mal auf den Weg nach Schönstadt an der Selb, einer Kleinstadt im tiefsten Frankenwald, um die Kommunität der Marienschwestern, die Nonnen und meinen künftigen Mentor in Augenschein zu nehmen. Ich wählte die Anreise per Bahn, weil ich immer gern lese, wenn ich unterwegs bin.

Idyllische Ortschaften, Hügel, Felder und Wälder glitten vor dem Fenster vorbei. Ich räkelte mich behaglich in der Nachmittagssonne, voller Vorfreude und Spannung, was mich wohl erwartet.

Vier Stunden später.

Wir nähern uns Schönstadt. Die Sonne ist verschwunden. Der Himmel ist grau verhangen. Und bald darauf klatschen dicke Regentropfen an das Zugfenster. Langsam rollt der Zug in den etwas vergammelten Kleinstadtbahnhof ein. Am Bahnsteig steht ein untersetzter weißhaariger Mann in einem schwarzweiß geringelten Schlabberpulli und mustert prüfenden Blickes die austiegenden Fahrgäste.

Das also ist er, mein neuer Mentor. Er hat mich noch nicht entdeckt. Ich gehe zögernd auf ihn zu.

„Ähm ... hallo. Sind Sie der Herr Kinzinger?“

„Ahhhh! Frau Müller! Schön, dass wir uns nun endlich persönlich kennenlernen, nach dem ganzen Schriftverkehr! Willkommen, willkommen!“

Er sächselt! Ich bin verblüfft. Ein Sachse als Pfarrer in Bayern?

„Nu, Frau Müller, dann kommen‘Se mal mit. Trinken wir eine schöne Tasse Kaffee und dann werden wir uns schon kennenlernen. Ich bin mit dem Auto da.“

Während der ganzen Fahrt merke ich, wie mich immer wieder prüfend, aber wohlwollend von der Seite anguckt.

Irgendwie ... väterlich!

„Schade, dass es hier regnet“, sage ich, um die Stille irgendwie zu unterbrechen. „In Lauf, also bei Nürnberg, war vorhin strahlender Sonnenschein.“

„Nu, das is hier öfter so. Man sagt, in dieser Gegend brauchen die Kirschen zwei Jahre, um reif zu werden. In einem Jahr werden sie auf der einen Seite rot. Dann muss man sie wenden. Und im zweiten Jahr werden sie auf der anderen Seite rot. Hier brauchen Se immer warme Klamotten. Letzten Juni sind meiner Frau die Tomaten auf der Terrasse erfroren.“

Der Weg vom Bahnhof zum Kloster ist zwar nicht weit, geht aber steil bergauf. Das Klostergelände liegt auf einem kleinen Hügel außerhalb des Städtchens. Später erfahre ich, dass die Einheimischen diese Anhöhe liebevoll den „Heiligen Berg“ nennen.

Bald darauf sitzen wir im Büro von Herrn Kinzinger. Es gibt Kaffee und Kekse. Wir sondieren uns vorsichtig.

„Nu, Frau Müller, was hat Se denn bewegt, nach Ihrem Vikariat erst mal ein Jahr Kloster dazwischen zu schieben? Gibt ja immerhin weniger Geld bei uns.“

„Na ja, als Single kann ich auch vom halben Gehalt ganz gut leben. Und ich dachte: Normale Kirchengemeinden kann ich hinterher immer noch kennenlernen. Irgendwie fand ich es ganz interessant, die Stellenausschreibung. Ich meine, evangelische Nonnen! Ich wusste noch nicht mal, dass es das überhaupt gibt.“

„Ja, sehen Se, so ähnlich ging mir das auch. Ich war ja vor Schönstadt zehn Jahre Dekan in Aschaffenburg. Und so mit sechzig hat meine Frau gesagt: Manne, es ist nicht gut, wenn du so direkt in den Ruhestand gehst nach dieser doch sehr anstrengenden Stelle. Das ist ja wie ne Vollbremsung uff der Autobahn, das is nicht gut für den Mo-

tor. Nicht dass die Pumpe den Geist aufgibt. Du brauchst was zum Ausschleichen. Na, und da war zufällig hier diese Stelle frei. Spiritual im evangelischen Kloster bei den Marienschwestern. Und seit zwei Jahren betreue ich nun die Schwestern hier und halte die Gottesdienste für die Kommunität und alle sind glücklich und ich arbeite mich nicht zu Tode.“

„Ah, okay ... Sie waren also mal Dekan.“

„Nu, davor war ich ja zwölf Jahre Oberkirchenrat in Hannover. Und davor war ich ganz normaler Pfarrer.“

Ich begreife langsam, dass ich da ein richtig hohes Tier vor mir sitzen habe. Wie gut, dass ich vor Antritt dieser Stelle nicht nach ihm gegoogelt habe. Mit der Hierarchie hatte ich nämlich schon immer meine Probleme. Aber, Oberkirchenrat hin oder her: Der Mann ist einfach nett.

„Nu wollen Se sicher mal das ganze Haus kennenlernen, oder? Ich führ Sie mal rum.“

Neugierig folgte ich meinem neuen Mentor auf dem Rundgang übers Gelände. Die Klosterkirche gefiel mir ausgesprochen gut. Nicht besonders groß, irgendwie heimelig und gemütlich. Inzwischen war die Sonne wieder hinter den Wolken hervorgekrochen. Ein Strahl fiel direkt durch das bunte Westfenster der Klosterkapelle und tauchte das Kruzifix auf dem Altar in ein warmes, buntes Licht. Keins jeder Kreuze, an denen man einen geschundenen und blutenden Leichnam an den Balken hängen sieht. Nein, hier ist Jesus schon als der Auferstandene dargestellt, der den Besuchern freundlich entgegen blickt und sie mit offenen Armen willkommen heißt.

Im Speisesaal waren zwei jüngere Schwestern mit geschäftigen Mienen dabei, die Tische für das Abendessen einzudecken. Ihre weißen Schleier wiesen sie als Novizinnen aus – der Schleier der altgedienten Schwestern, die schon ihr Gelübde abgelegt haben, ist schwarz. Als wir kamen, warfen sie einander einen Blick zu und huschten in die Küche. Allerdings merkte ich, wie sie uns neugierig durch die Anrichte beobachteten – so aus dem

Augenwinkel heraus. Offenbar hatte meine Ankunft sich bereits herumgesprochen.

„Hier essen wir immer zusammen Mittag“, erklärte Herr Kinzinger. „Also mittags esse ich hier meistens mit. Frühstück und Abendessen natürlich mit meiner Familie, wir wohnen unten in der Stadt. Nicht hier oben auf dem Klostergrundstück. Da gibt es zwar eine Wohnung für den Spiritual, aber die war uns zu klein. Wir sind ja zu sechst.“

„Vier Kinder haben Sie?“

Er strahlt.

„Nu, Kinder ist ein bisschen untertrieben. Unser Nesthäkchen ist 16, die und unser Zweitjüngster wohnen noch zu Hause. Der Bernd ist 19 und macht gerade sein Abitur. Die beiden Großen studieren in Leipzig und Jena. Aber am Wochenende ist die Bude oft voll. Deswegen haben wir unten im Ort ein Haus gemietet.“

„Und wie viele Schwestern leben hier im Kloster?“

„Also in Schönstadt selber dürften das so 100 sein, ein paar betreiben kleinere Gemeinschaften in Magdeburg und Jena und die Brüder sind eigentlich nur zu hohen Feiertagen hier, die machen ihr eigenes Ding in Halle.“

„Hm ... ich weiß nicht wie ich sagen soll, aber ist das nicht irgendwie komisch? Ich meine, da sind Sie ja der einzige Mann unter lauter Frauen, sozusagen der Hahn im Korb, ich meine, wie findet das denn Ihre Frau? Ach herrje, Entschuldigung ich wollte nicht ...“

Gott, war mir das peinlich! Warum kann ich nicht einmal mein vorlautes Mundwerk halten?

Er lacht schallend.

„Da müssen Sie sich nicht entschuldigen! Wir sind seit über dreißig Jahren glücklich verheiratet, wir haben vier Kinder großgezogen und ich weiß, was ich an ihr habe.“

„Aber ist das nicht trotzdem eigenartig? Ich meine, unter den Schwestern gibt's doch sicher auch ein paar kluge Köpfe, da könnten doch zwei oder drei Theologie studieren und dann hätte die Kommunität ihre Pfarrerinnen

und müssten nicht jemand Fremdes einfliegen.“

„Nun“, meinte Herr Kinzinger, „es ist so: Die Schwestern hocken ja 365 Tage im Jahr 24 Stunden am Tag ganz dicht zusammen. Da gibt's durchaus auch manchmal Knatsch und Reibereien, wie in jeder echten Familie, deshalb ist es ihnen wichtig, dass der Seelsorger, der sie betreut, immer von außen kommt. Sozusagen jemand, der objektiv ist. Besonders wichtig ist das natürlich, wenn die beichten wollen. Untereinander wäre das undenkbar. Stellen Sie sich vor, Sie leben auf engstem Raum zusammen und ihre Bettnachbarin nimmt Ihnen die Beichte ab! Nee, nee, das braucht jemanden von Außen. Außerdem ist ganz klar, dass die Schwestern hier unbedingt einen Mann als Pfarrer wollen. Und zwar weil manche hier noch etwas konservativer sind. Frauen als Pfarrerinnen ist noch nicht in allen Köpfen angekommen. In ein paar Jahren, wenn die Jungen nachrücken, wird das vielleicht anders.“

„Oh. Aber ich bin ja nun auch Pfarrerin. Meinen Sie, da haben manche ein Problem damit?“

„Sicher.“

„Ich muss zugeben, damit habe nun ich wiederum ein Problem. Ich meine, wie soll ich hier denn Gottesdienste halten, wenn ich weiß, dass manche von den Damen mir nur gezwungenermaßen zuhören, nicht etwa weil ich so langweilig predige, sondern nur, weil ich eine Frau bin?“

Herr Kinzinger lächelte.

„Nu Frau Müller, da brauchen Se einfach ein dickeres Fell. Sind ja auch nicht alle, die so denken. Nicht mal die Mehrheit. Nu, da müssen Se die einfach durch Qualität überzeugen, wa? Und ich helfe Ihnen, wo ich kann.“

Eine der beiden jungen Schwestern kam mit einem Geschirrwagen wieder aus der Küche und lächelte mir verstohlen zu. Mir fiel auf, dass sie unter ihrer grauen Ordenstracht Ringelsocken trug. Zwar schwarzweißgrau geringelt – aber eindeutig Ringelsocken statt der vorgeschrriebenen einfärbigen schwarzen Strümpfe. Soso. Eine Revoluzzerin.

Ich grinste sie breit an.
Wir beendeten unseren Rundgang. Herr Kinzinger
fuhr mich zum Bahnhof zurück.

Berufung – Soll ich etwa ins Kloster gehen?



Zwei Wochen nach unserer ersten Begegnung bezog ich eine nette Zweizimmerwohnung in Schönstadt und machte mich fortan jeden Morgen gegen halb acht Uhr per Pedes auf den Weg zu den Marienschwestern.

Es sollte ein Jahr werden, das mich für mein weiteres Leben stark geprägt hat und das ich in meiner Biografie nicht missen möchte.

Nach und nach lernte ich die Schwestern der Kommunität kennen. Anfangs konnte ich sie kaum auseinanderhalten. Vor allem die Älteren. Die einheitliche graue Ordenstracht mit dem Schleier, der kaum Haar freigibt, bewirkt, dass alle gleich aussehen, zumindest auf den ersten Blick. Und auch auf den zweiten.

Etwa ab dem dritten Blick beginnt man zu differenzieren.

Was mir aber gleich aufgefallen ist, war der Augenausdruck dieser Frauen. Egal welcher Schwester man ins Gesicht schaut – alle haben diesen freundlichen, sehr friedvollen Zug um die Augen herum. Die Alten wie die Jungen. Es sind Gesichter von Frauen, die mit sich und der Welt im Reinen sind. Die ihre Berufung gefunden haben und sie leben und damit glücklich geworden sind. Ich hatte mir Leben im Kloster immer anders vorgestellt. Verzicht, Entbehrung, Selbstkasteiung. Kann man denn mit den Idealen von Armut, Gehorsam und Keuschheit wirklich glücklich werden? Das interessierte mich bren-

nend. Vielleicht wäre es ja doch auch ein Weg für mich? Ich bin gläubig und möchte Gott dienen – könnte ich das als Ordensschwester im Dienst für meine Mitmenschen vielleicht sogar besser, als als Pfarrerin? Diese Frage bohrte in mir. Deshalb machte ich schon kurz nach meiner Ankunft in Schönstadt einen Termin mit der Priorin des Sr. Anna aus. Sie würde mir bestimmt weiterhelfen können.

Woran also merke ich, dass ich für ein Leben im Kloster geeignet wäre – und könnte es sein, dass das meine Berufung ist und ich es nur noch nicht gemerkt habe?

Sr. Anna lächelte, als ich ihr diese Frage stellte – verneinte dann aber entschieden.

„Wenn Sie wirklich zu einem Leben wie dem unseren berufen wären, würden Sie die Berufung dazu auch in sich spüren. Und glauben Sie mir, wenn Sie diese Berufung nicht spüren, dann ist das auch nicht Ihr Weg.“

„Aber woher wussten Sie, dass Sie diese Berufung haben? Und wie kann man das wissen, ohne es ausprobiert zu haben? Ich meine, wenn man drin ist, ist es ja schwierig, es wieder abzubrechen, oder?“

Sie lächelte.

„Eine Berufung ist wie eine starke Sehnsucht. Ein bisschen, als ob man unsterblich verliebt ist. Egal was man tut, um sich den Menschen, den man liebt, aus dem Kopf zu schlagen – immer wieder muss man an ihn denken. Auch wenn alle anderen sagen: Du bist verrückt! So ähnlich ist das mit den jungen Frauen, die hier anklopfen, um als Novizinnen aufgenommen zu werden. Viele wissen im Grunde schon seit Jahren, dass das ihr Weg ist – aber es kommt ihnen so verrückt vor, in einer Zeit wie der unseren diesen Weg einzuschlagen. Aber der Gedanke kommt immer wieder. Er lässt sich nicht abschütteln. Man muss es ausprobieren.“

Wenn man dann in die Kommunität eingetreten ist, ist es ein bisschen wie bei einer Ehe. Man lässt sich mit Haut und Haaren auf eine völlig neue Lebenssituation

ein. In einer Gemeinschaft, mit Gott und mit den anderen Schwestern. Das ist an manchen Tagen leicht, aber auch wir sind nur Menschen. Wie in einer Ehe wird hier auch gestritten und sich wieder versöhnt. Es ist ein tägliches Ringen.

Und noch eine Ähnlichkeit mit der Ehe fällt mir zu unserem Leben ein: Wenn man einmal verheiratet ist, dann ist es wirklich sehr schmerzlich, sich wieder zu trennen. Das erleben wir hier auch. Es gibt Menschen, die in sich eine tiefe Berufung spüren, die für Gott leben wollen und die dann ins Kloster gehen. Und dann merken sie: Das ist es doch nicht. Wir halten niemanden fest. Jeder und jede Einzelne muss sich prüfen. Und wenn es denn wirklich nicht passt, dann muss man sich in Frieden trennen. Wir haben das oft erlebt, immer wieder. Fünf junge Frauen haben vor drei Jahren als Novizinnen bei uns begonnen. Davon sind jetzt nur noch zwei übrig. Die anderen drei verwirklichen ihre Berufung auf andere Weise. Zwei haben geheiratet und sind glückliche Mütter geworden. Alle drei haben den Beruf gefunden, in dem sie ihre Berufung erfüllen. Eine arbeitet als Kinderärztin, eine als Lehrerin und eine als Krankenschwester. Ab und zu besuchen sie uns hier und wir freuen uns mit ihnen. Aber die, die geblieben sind, die leben ihre Berufung nun wirklich aus voller Überzeugung in unserer Gemeinschaft.“

„Hm, ich weiß nicht, für mich könnte ich mir das irgendwie nicht vorstellen ...“

Sie strahlt mich an.

„Na dann ist diese Leben eben nicht Ihre Berufung! Keine Sorge, Gott verlangt nichts von Ihnen, was er nicht selbst in Sie hinein gelegt hat. Ein Leben, das nicht auf Dauer glücklich macht und den inneren Frieden schenkt, ist das falsche Leben, auch wenn es für andere richtig sein mag. Wir hier leben die Berufung, als Gemeinschaft für Gott und unsere Mitmenschen zu leben. Dafür verzichten wir auf Ehe und Familie und eigenen Besitz und leben im Gehorsam gegenüber unserer Ordensregel.“

„Ich glaube, das mit dem Gehorsam wäre für mich das Schwerste. Ich meine, immer tun, was in irgendeiner Regel steht oder was mir jemand aufträgt ...“

„Wir verstehen Gehorsam ganz anders. Gehorsam kommt von Hören. Es geht darum, hinzuhören, was notwendig ist und dieses Notwendige dann aber auch zu tun. Nicht aus einem Zwang heraus. Sondern weil es mir und anderen zum Besten dient.“

Dieses Gespräch hat mich damals sehr nachdenklich gemacht. Was ist meine Berufung? Was ist Berufung überhaupt? Gibt es das eigentlich? Oder ist Berufung die Summe der Dinge, die mir liegen und die ich gerne für mich oder andere einsetze? Ich bin Pfarrerin. Aber ist eine Berufung denn dasselbe wie ein Beruf? Wozu lebe ich? Was ist meine Aufgabe in dieser Welt?

Gegen Ende meines Jahres in Schönstadt habe ich für mich eine Antwort darauf gefunden. Doch dazu später mehr.

Gottesdienst – ganz anders



Ein sehr wesentlicher Teil im Leben der Marienschwestern ist der Gottesdienst. Im Grunde begreifen sie ihr ganzes Leben als Gottesdienst. Arbeit, Alltag, Beten, Feiern, alles soll zur Ehre Gottes geschehen, der die Welt erschaffen hat und der uns liebt. Wenn wir seine Kinder sind – wie könnte dann irgendetwas nicht Gottesdienst sein? Doch das gemeinsame Beten und die Feier der Heiligen Messe am Sonntagvormittag nehmen noch einmal einen ganz besonderen Raum ein.

Drei mal täglich versammeln sich die Schwestern und alle ihre Gäste in der Ordenskapelle. Das Herzstück der

Stundengebete ist das Singen der Psalmen nach uralten und sehr schönen Melodien. Mir jedenfalls, die ich Musik und vor allem das Singen sehr liebe, ging das von Anfang an nahe. „Wer singt, der betet doppelt!“, hat der Heilige Augustinus einmal gesagt und so erlebte und erlebe ich es auch immer wieder.

Meine beste Freundin Eva aus München kann damit nichts anfangen.

„Nonnengezirpe!“, meinte sie verächtlich auf meine Frage, wie ihr das Singen denn gefallen habe. Nun, mit dem Singen ist es wohl wie mit der Berufung im Allgemeinen. Es ist nicht für jeden das Richtige.

Bei den Sonntagsgottesdiensten allerdings kam auch ich erst mal an meine Grenzen.

Die sonntägliche Messfeier in Schönstadt folgt nämlich über weite Strecken der hochkirchlichen Liturgie. Und damit konnte ich am Anfang überhaupt nichts anfangen. Die hochkirchliche Liturgie muss man sich ein bisschen vorstellen wie den katholischen Gottesdienst – nur noch viel, viel feierlicher. Der Pfarrer trägt nicht den schlichten schwarzen Talar, sondern eine weiße Albe mit farbiger Stola oder buntem Überwurf. Es wird viel gekniet, aufgestanden und sich verneigt. Man bekreuzigt sich. Manchmal gibt es sogar Weihrauch. Es wird auch viel gesungen – das wiederum gefiel mir sehr gut. Aber alles in allem war es mir zu viel Brimborium. Ich habe lange nicht verstanden, was das soll. Bis ich endlich selber einmal dran war, einen Gottesdienst in der Ordenshauskapelle zu halten.

Unvergessen ist mir, wie ich mit Herrn Kinzinger am Samstag davor das Abendmahl geübt habe.

Eigentlich sollte man ja meinen, dass eine fertig ausgebildete Theologin mit zwei kirchlichen Examen in der Lage ist, den Gläubigen das Heilige Abendmahl in würdiger und angemessener Form zu reichen. Jedenfalls hatte sich bei mir nie jemand beschwert. Bisher.

In Schönstadt aber folgt dieser Ritus wie gesagt einer anderen Liturgie, und die ist nicht ohne. Da sollte jeder Handgriff sitzen. Also schlug Herr Kinzinger vor, das Prozedere zunächst einmal gemeinsam zu üben.

Wir stehen am Altar. Vor uns ein Kelch und eine silberne Hostienschale. Beide natürlich zum Üben leer. Am Sonntag werden sie mit Brotohlen und Wein gefüllt sein.

„Nu Frau Müller? Was machen Se jetzt?“

„Na, ich nehme die Schale mit dem Brot, drehe mich zur Gemeinde um und spreche die Einsetzungsworte.“

„Falsch.“

„Wie, falsch? Was denn sonst?“

„Sie verneigen sich.“

„Bitte?“

„Sie verneigen sich in Richtung Altar. Machen Sie mal.“

Ich kam mir etwas dämlich vor, verneigte mich aber gehorsam vor dem leeren Silberteller.

„Nee, nee Frau Müller! Sie müssen den Rücken grade lassen, aber den Kopf mehr neigen. So ungefähr!“

Er verneigt sich formvollendet.

„Und jetzt Sie noch mal!“

Ich scanne mit den Blicken den Raum nach einer versteckten Kamera. Aber er scheint es ernst zu meinen. Also verneige ich mich noch mal. Offenbar diesmal korrekt.

„Und was machen Se jetzt?“

„Jetzt nehme ich das Brot, drehe mich zur Gemeinde und spreche die Einsetzungsworte.“

Er strahlt.

„Richtig. Nu, machen Se mal ...“

Ich nehme die Patene (also den Silberteller für das Brot) und drehe mich in Richtung der leeren Bänke um.

„Unser Herr Jesus Christus, in der Nacht da er verraten ward, nahm er das Brot, dankte und brach es ...“

„Falsch.“

„Was denn jetzt wieder?“

„Sie haben sich grade links rum gedreht.“

„Bitte ... was?“

Er seufzt.

„Himmel, wat lehren die denn heute in den Seminaren? Wie dreht man sich vom Altar weg?“

„???"

„Na rechts rum natürlich. Hin zum Altar links rum. Weg vom Altar rechts rum. Warum?“

„Keine Ahnung.“

„Wegen dem Herzen. Wo sitzt Ihr Herz? Links oder rechts?“

„In der Mitte.“

„Anatomisch, ja. Traditionell sagt man aber, das Herz sitzt links. Was sagen Sie in der Salutation, den einführenden Worten vor dem Abendmahl?“

„Unsere Herzen sind beim Herrn?“

„Eben. Sie sagen: Erhebet die Herzen! Und die Gemeinde antwortet: Wir haben Sie beim Herrn! Wenn Sie vor'm Altar stehen, geht's drum, das Herz immer möglichst lange in Richtung Altar zu haben, also zu Gott hin. Unsere Herzen sind beim Herrn! Darum: Wenn Sie sich weg drehen vom Altar immer rechts rum. Und wenn Sie sich wieder hin drehen, drehen Sie sich links rum. So bleibt Ihr Herz am längsten in der Gebetsrichtung. Also hin zum Herrn.“

„Aber das ist doch Quatsch. Ich meine, das mit dem Herzen beim Herrn ist doch nur symbolisch gemeint! Also, dass wir uns auf ihn ausrichten sollen, an ihn denken, mit dem Herzen dabei sein.“

Mein sonst so ruhiger und besonnener Mentor redet sich in Rage.

„Was heißt denn hier nur symbolisch? Ist doch längst erwiesen, dass Körper, Geist und Seele eine Einheit sind! Die äußere Haltung spiegelt die innere Haltung und das Innere wirkt auf das Äußere! Wenn ich Jesus mein Herz zuwenden will, kann ich das natürlich als reines Gedankenspiel betreiben. Aber wenn ich ihm zeigen will, dass ich bereit bin, ihm wirklich mit Leib und Seele zu dienen, dann hilft es doch ungemein, das auch durch äußere

Gesten zu unterstützen und mein Herz eben nicht länger als nötig vom Altar weg zu drehen!"

„Aber das merkt doch kein Mensch ...“

„Doch. Sie merken es. Und ER merkt es. Wir machen das hier nicht für die Menschen. Wir tun es für Gott. Und selbst wenn die Kirche leer wäre und kein Mensch es sehen würde – ich würde es trotzdem so machen!“

„Und Sie meinen ... Gott freut sich über so was?“

Sein Gesicht wird auf einmal ganz weich. Er guckt mir direkt in die Augen und antwortet:

„Ja, ich meine, dass Gott sich freut, wenn seine Kinder ihm ihr Herz zuwenden. Und auch mit vierzehn Semestern Theologiestudium und in diesem hässlichen schwarzen Talar sind Sie immer doch noch sein Kind.“

In diesem Moment kamen mir die Tränen. Seit dem drehe ich mich immer „richtig herum“, wenn ich am Altar stehe. Und ich verneige mich. Knie mich hin. Bekreuzige mich. Selbst wenn andere meinen, dass sei doch „katholisch“. Denn ich will Gott mit Leib und Seele dienen.

Gespräche dieser Art führten wir noch häufiger in diesem Jahr. Mir wurde irgendwann klar, dass hier ein älterer Kollege kurz vor seiner Pensionierung, ein Theologe mit enormen Wissen und jahrzehntelanger Erfahrung, die letzte Gelegenheit beim Schopfe ergriff, das, was ihn durch viele Jahre seines Dienstes getragen hat, an eine junge Kollegin weiterzugeben. Später habe ich erfahren, dass er trotz seines fortgeschrittenen Dienstalters und trotz all der hohen Ämter, die er im Laufe der Zeit inne hatte, vorher noch nie einen Vikar oder eine Vikarin angeleitet hatte. Ich war also seine erste und zugleich seine letzte „Azubi“ - und im Nachhinein kann ich nur sagen: Das ist mir eine große Ehre.

Noch später erfuhr ich, dass mein von mir sehr geschätzter Mentor wohl früher selber einer dieser konservativen Pfarrer gewesen war, denen es schwer fiel, Frauen im Amt zu akzeptieren. Hätte ich das früher gewusst,

hätte ich wohl heftig gegen ihn aufgelehrt. Aber er hat es mich in diesem ganzen Jahr niemals spüren lassen.

Was habe ich dadurch gelernt? Dass man die Pfarrer nicht so einfach in „konservative“ und „moderne“ trennen kann, wie manche das tun. Noch weniger kann man sagen, dass das eine gut und das andere schlecht ist. Es gibt ausgesprochen glaubwürdige und großherzige konservative Kollegen, mit denen man auch als jüngerer Mensch hervorragend auskommen kann. Und es gibt sehr engstirnige Pfarrer und Pfarrerinnen, die sich selbst für sehr liberal und modern halten, aber jede Meinung niederbügeln, die auch nur um einen Zentimeter von ihrer eigenen abweicht.

Einmal aber musste ich doch herzlich über die altmodischen Vorstellungen meines Mentors lachen. Genauer gesagt, über sein Frauenbild.

Ich hielt die Predigt, nicht in der Klosterkapelle, sondern an einem Sonntagabend in der Stadtkirche, also einen ganz normalen Gottesdienst. Herr Kinzinger saß in der ersten Reihe und lächelte mal wieder die ganze Zeit wohlwollend. Hinterher kommentierte er meine Predigt mit folgenden Worten: „Nu Frau Müller, jetzt war ich mal wirklich überrascht. Ihre Predigt hatte eine klare Struktur. Das, was Sie gesagt haben, hatte Hand und Fuß. Das bin ich von Frauen gar nicht gewöhnt!“

Nonnenfürzchen



In meinem Jahr bei den Marienschwestern hielt ich es meist wie mein Mentor: Frühstück und Abendessen habe ich zu Hause verzehrt. Mittagessen dafür im Kloster. Eine dieser Mahlzeiten wird mir ewig im Gedächtnis bleiben.

Es war an einem Sonntag während der Fastenzeit. In der Fastenzeit wird das Essen meist schweigend eingenommen. Sonntags gibt es aber, trotz Fastenzeit, einen süßen Nachtisch. Diesmal gefüllte Windbeutel. Mit Sahne.

Andächtige Stille, jeder kaut vor sich hin. Ich bin fertig, schiebe zufrieden meinen Teller beiseite und schlürfe meinen Kaffee. Herr Kinzinger summt leise und vergnügt einen Choral. Auf einmal aber wirft mir einen beinahe verschwörerischen Blick zu und beugt sich zu mir. Dann flüstert er mir, auf das Tablett mit den Windbeuteln deutend, mit todernster Miene zu: „Nu Frau Müller? Wollen Se nicht noch eins von den Nonnenfürzchen?“

Ich musste den Raum verlassen, weil mir vor unterdrücktem Lachen der Kaffee aus der Nase kam. Ich brauchte ungefähr drei Minuten, bis ich mich halbwegs gefangen hatte. Als ich mich endlich wieder an den Tisch setzen konnte, um meinen merklich abgekühlten Kaffee auszutrinken, lächelte Herr Kinzinger mich mit Unschuldsmeine an.

„Der Schleim kommt um halb zehn!“



Sonntagmorgen, kurz vor halb zehn Uhr. Diesmal bin ich mit der Predigt in der Klosterkapelle dran. Herr Kinzinger hat die Liturgie übernommen, also alle andere Teile des Gottesdienstes. Ich bin furchtbar erkältet und rotze hingebungsvoll vor mich hin.

„Nu Frau Müller, geht es denn mit der Stimme?“

„Ja, wird schon irgendwie, ich hab zu Hause extra noch Erkältungstee getrunken und eine Termoskanne davon mitgenommen, da kann ich dann vielleicht kurz vor der Predigt noch mal unauffällig nachlegen.“

„Wollen Se vielleicht nen Lutscher?“

„???"

„Hustenbonbons. Ich hätte welche im Angebot. Beim Singen oder Sprechen immer schön in die Backe schieben, das merkt kein Mensch.“

„Oh, vielen Dank, echt nett, aber das ist mir zu heikel. Nicht, dass ich mich dann noch verschlucke.“

Er guckt mich wieder mal wohlwollend an.

Was kommt nun? Welchen profunden theologischen Ratschlag dieser Koryphäe des orthodoxen Luthertums werde ich heute Abend in goldenen Lettern in mein Tagebuch eintragen können?

„Nu Frau Müller, es ist so: Wenn Se erkältet sind, können Se machen, was Se wollen. Da können Se vorm Gottesdienst Tee trinken und lutschen und gurgeln und inhalieren, wie Se wollen. Hilft nix. Können Se sich drauf verlassen: Der Schleim kommt um halb zehn!“

Schwester Luise



Aus dem bisher Geschriebenen geht sicher hervor, dass Herr Kinzinger für mich die prägende Persönlichkeit in meinem frühen Berufsleben war. Ich verdanke ihm unendlich viel. Auch wenn ich sicher manches anders sehe als er. Aber natürlich gab es auch noch andere Menschen, die mich in meinem Klosterjahr beeindruckt und irgendwie nachdenklich gemacht haben. Von Sr. Anna, der Priorin, habe ich schon geschrieben.

Während einer „Intensivwoche“, in der ich tatsächlich mit auf dem Klostergelände wohnen konnte und den Arbeitsalltag der Schwestern teilen durfte, lernte ich Sr. Luise näher kennen – die Novizin mit den schwarzweiß-

grauen Ringelsocken, die mir bereits bei meinem ersten Besuch aufgefallen war.

Sr. Luise war, wie gesagt, noch recht jung – genauer gesagt 28 Jahre alt. Genauso alt wie ich. Sie war eine der beiden Novizinnen, von denen Sr. Anna, die Priorin mir erzählt hatte: Fünf haben in ihrem Jahrgang angefangen, zwei sind übrig geblieben. Nämlich sie und Sr. Therese.

Sr. Luise und ihre Mitstreiterin waren die beiden jungen Hüpfen der Kommunität. Dann kam lange nichts. Und dann ging es weiter mit einer Gruppe von Enddreißigerinnen, die alle bereits den schwarzen Schleier trugen. Kein Wunder, dass Therese und Luise zusammenhielten, wie Pech und Schwefel.

Während meiner Intensivwoche nun lernte ich Sr. Luise näher kennen. Und zwar beim Kartoffelschälen an einem Samstagvormittag. Zuerst schälten wir beide schweigend und etwas verlegen vor uns hin. Worüber sollte ich mit dieser gleichaltrigen Frau im Pinguinkostüm denn reden? Das war mir doch immer noch so fremd!

Ich wagte einen Vorstoß.

„Sag mal, soll ich dich eigentlich Schwester Luise nenne, oder nur Luise?“

„Ach, das ist eigentlich egal. Von den Älteren bestehen manche auf die Anrede mit Schwester. Aber mir kommt das immer noch irgendwie merkwürdig vor. Klar, wir sind ja vor Gott Schwestern. Aber an die Anrede kann ich mich nicht so richtig gewöhnen.“

„Ah, okay ... also nur Luise.“

Ich schälte weiter vor mich hin, und in mir bohrte die Frage aller Fragen. Nun wäre die Gelegenheit sie zu stellen! Was bewegt eine hübsche junge Frau mit roten Locken und schelmischen Lächeln, die sicher den Männern reihenweise den Kopf verdrehen könnte, dazu die graue Ordenstracht der Marienschwestern anzulegen und an einem Samstagvormittag für achtzig Personen Kartoffeln zu schälen, statt mit ein paar Freundinnen in der Sonne zu sitzen und Latte Macchiato zu schlüfen?

Sie schien meine Gedanken lesen zu können.

„Na los, nun frag endlich!“

„Was?“

„Gib es zu, du willst wissen, wie es mich ins Kloster verschlagen hat.“

„Ähm ja. Genau das würde mich interessieren!“

„Gut, aber da muss ich etwas weiter ausholen. Macht nix, wir haben ja noch etliche Kilo Kartoffeln vor uns. Aber schön weitermachen, gell? Nicht vor lauter Zuhören mit der Arbeit aufhören!“

Ich musste lachen.

„Also, es ist so. Ich komme aus dem Osten. Man hört es vielleicht nicht, aber ich bin in Magdeburg aufgewachsen. Vor der Wende. Mein Vater war strammer Parteigenosse, meine Mutter war Lehrerin, ich kam mit neun zu den Pionieren und dann FDJ, das ganze Programm. Kirche kannte ich nur, weil da in Magdeburg dieser Dom herum steht. Das hat mich überhaupt nicht interessiert. Mehr noch – ich wusste gar nicht, dass es da was gibt, das mich vielleicht interessieren könnte. Es war mir einfach komplett egal. Tja, und dann kam ein entscheidender Einschnitt in meinem Leben.“

Sie schwieg einen Moment, kaute an ihrer Lippe und suchte nach Worten.

„Kurz gesagt, ich bin krank geworden. Aber nicht körperlich, sondern seelisch. Heute weiß ich, dass es Mager-sucht war. Und heute kenne ich auch die Ursache. Von klein auf hatte man mir beigebracht, dass ich immer die Beste sein muss. Die Beste in der Schule, die Beste im Sport, die Vorbildlichste bei den Pionieren und in der FDJ. Ich hatte zig Abzeichen gewonnen. Jahrgangsbeste, Goldmedaille im Kurzstreckenlauf, Schulbeste in Mathe und und und. Vor lauter Disziplin habe ich mir selber nichts mehr gegönnt. Die anderen fingen an, mit Jungs auszugehen. Ich saß daheim und büffelte Mathe. Oder ich trainierte. Leichtathletik war mein Ding. Und jedes mal, wenn ich der Meinung war, dass die Waage auch

nur ein Gramm zuviel anzeigt, habe ich gnadenlos gefasst. Meiner Mutter kam das schon komisch vor, dass ich so dünn geworden bin. Aber die Fassade musste gewahrt bleiben. Also hieß es: Ja, unsere Tochter, die ist halt sehr ehrgeizig. Und das ist ja auch gut so. Tja, und irgendwann lag ich dann mit Nierenversagen im Krankenhaus. Alle redeten auf mich ein, dass sich das bessern muss, dass ich normal essen soll, wenn ich wieder zu Hause bin und und und. Als ob das so einfach wäre!“

Sie strich sich eine rote Haarsträhne unter den Schleier zurück, die vorwitzig darunter hervorgekrochen war.

„Und dann lernte ich Matthias kennen. Meinen ersten und einzigen festen Freund.“

Ich machte große Augen.

„Du hattest einen Freund?“

Sie lachte.

„Was denkst du denn? Dass wir alle schon so geboren werden, oder was? Ich war siebzehn, er war neunzehn und man merkte, er meinte es ernst. Und ich auch. Wir haben viel miteinander unternommen. Wir haben miteinander geredet, geweint und gelacht. Wir sind Händchen haltend und knutschend durch die Stadt gezogen. Und er hat geschafft, was alle guten Ratschläge vorher nicht geschafft haben. Ich fühlte mich um meiner selbst willen geliebt. Das hat mir geholfen, aus der Magersucht heraus zu kommen. Nur eins war komisch. Immer dann, wenn ich dachte: Jetzt passiert es, hat er einen Rückzieher gemacht. Das war sehr eigenartig, ich dachte vorher immer, dass alle Männer unbedingt ... na, du weißt schon.“

Was mochte das alles damit zu tun haben, dass sie nun im Kloster war? Liebeskummer?

„Und dann?“, fragte ich.

„Weiter schälen!“, mahnte sie. „Sonst werden wir hier nie fertig!“

„Ah, sorry!

Ich griff mir eine weitere Kartoffel.

„Also, irgendwann habe ich ihn dann gefragt: Findest

du mich nicht attraktiv? Hast du ein Problem? Und die Antwort haute mich total vom Hocker. Er antwortete nämlich: Nein, ich bin Christ. Ich möchte nicht mit dir schlafen, solange wir nicht verheiratet sind.“

Sie lachte.

„Ich stand da wie belämmert. Mein Freund Matthias, dieser wunderbare Typ, so ein religiöser Spinner, der sich jeden Sonntagmorgen in irgendein altes Gemäuer setzt und irgendwelche absurd Sachen glaubt? Ich habe ihn gefragt, ob er mich verarschen will. Er sagte: Nein, und ich wünschte, du würdest wenigstens einmal mitkommen, wenn ich in meine Gemeinde gehe und dir einfach mal selber ein Bild machen, anstatt nur das zu glauben, was deine Eltern und deren Partei dir beigebracht haben. Das hat gesessen. Also ging ich an einem Sonntag mal mit ihm mit. Einfach um hinterher alles zu widerlegen, was der Pfarrer da von sich gibt. Vielleicht, dachte ich, ist ja noch nicht alles verloren und er nimmt Vernunft an.“

Ich lauschte mit offenem Mund und vergaß fast wieder das Schälen. Solche Geschichten kannte ich nur aus frommen Büchern.

„Am kommenden Sonntag nahm mich Matthias also mit in seine Kirche. Aber zu meinem großen Erstaunen ging es nicht in den Dom und auch sonst in keines der mir bekannten Gotteshäuser. Die Gemeinde von Matthias traf sich in einem Wohnzimmer von einem der Gemeindemitglieder und das waren insgesamt auch nur siebzehn Personen. Zwölf davon waren da. Es war ein ziemliches Gedränge. Die Jüngeren hockten am Boden.“

Sie lachte bei dieser Erinnerung.

„Matthias gehörte zu so einer winzigen freikirchlichen Gemeinde, die ihren Glauben sehr ernst nahm. Getauft wurden nur Erwachsene oder ältere Jugendliche nach vorherigem persönlichen Bekenntnis. Und alle, die dazu gehören wollten, mussten ein Jahr lang beweisen, dass sie wirklich überzeugt sind. Man kam da auch nur auf Empfehlung von einem der Gemeindemitglieder rein,

auf die Weise wollten sie vermeiden, dass sich Spitzel einschleichen. Das war 1989 und die Mauer war noch nicht gefallen. Man musste immer noch vorsichtig sein. Naja, und dann begann der Gottesdienst! Ich dachte, jetzt packen die gleich irgendwelche komischen alten Bücher aus oder singen uralte Lieder. Aber stattdessen begannen sie zu beten. Und das Komische für mich war: Die haben mit Gott geredet, als ob es ihn wirklich gibt! Nicht irgendwelche alten und verstaubten Texte abgelesen! Sondern einfach so, jeder der wollte konnte mit seinen eigenen Worten mit Gott reden, die anderen haben zugehört und die Gebete ihrer Glaubensgeschwister bekräftigt. Da war so eine Einheit zu spüren. Und Offenheit und Vertrauen. Ich hatte so was vorher noch nie erlebt. Immer dachte ich, man muss irgendwie perfekt sein, um von anderen gemocht zu werden. Aber in dieser Gemeinde konnte jeder so sein, wie er wollte, sogar ich, obwohl die wussten, wer meine Eltern sind. Einer von den Gemeindevorständen hat dann für mich gebetet. Dass ich auch Jesus kennlerne und zum Glauben finde. In dem Moment wurde mir ganz heiß und kalt und ich merkte: Er ist da. Die reden nicht mit der Wand, sondern Jesus ist wirklich da. Die tun nicht nur so als ob – er ist mitten im Raum! Und er liebt auch mich! Da habe ich angefangen zu heulen.“

Sie leerte einen Teller voll Kartoffelschalen in den Abfalleimer, bevor sie weiter sprach.

„Ich habe dann darum gebeten, in die Gemeinde aufgenommen zu werden, noch am selben Tag. Der Gemeindevorstand sagte, so schnell geht das nicht. Ich müsste erst noch mehr von der Bibel und von Jesus lernen. Dann könnte ich auf mein Bekenntnis hin getauft werden. Na, das hab ich dann gemacht. Der Gemeindevorstand schenkte mir ein kleines Neues Testament, eins vom Gideonsbund. Ich habe zu Hause sofort angefangen zu lesen und innerhalb von fünf Tagen war ich durch. Ich merkte, dass alles, was meine Eltern oder die Partei über den christlichen Glauben gesagt haben, gelogen war. Jesus ist das Beste,

was einem Menschen passieren kann. Ich war so glücklich, ihn gefunden zu haben, dass ich Tage lang immer wieder abwechselnd lachte und weinte. Hinten in dem Buch stand ein Gebet, mit dem man sein Leben Jesus übergeben kann. Das habe ich dann gemacht. Kurz darauf fiel die Mauer. Nun konnte auch kein Staat und keine Partei mich mehr hindern, ich habe mich wenige Wochen nach diesem Tag taufen lassen.“

„Und Matthias?“

„Der freute sich riesig.“

„Aber warum seid ihr trotzdem nicht zusammen gekommen?“

„Weil Matthias wenige Wochen nach meiner Taufe als Missionar nach Kenia gegangen ist. Wir wollten eigentlich unsere Beziehung weiterführen, auch über diese große Entfernung, aber das hat dann leider doch nicht so funktioniert, wie wir uns das gewünscht hatten. Und im gegenseitigen Einverständnis haben wir unsere Beziehung dann beendet.“

„Aber wie kommst du jetzt von Magdeburg hierher und ins Kloster?“

„Nun mal langsam! Dazwischen vergingen ja noch etliche Jahre. Ich habe mein Abi gemacht und dann Deutsch und Religion auf Lehramt studiert. Eigentlich wollte ich in die Fußstapfen meiner Mutter treten. Unsere kleine Gemeinde wuchs auf stattliche fünfzig Personen an und wir konnten ein Ladenlokal mieten und haben uns dann dort getroffen und Glaubenskurse angeboten. Ich war als eine der Leiterinnen mit dabei. 1997 haben die Marienschwestern in Magdeburg ein Tochterkloster gegründet. Wobei Kloster zu viel gesagt ist. Es war ein Konvent bestehend aus drei Schwestern, die in einem der sozialen Brennpunkte der Stadt eine Jugendarbeit aufbauen wollten. Dabei suchten sie tatkräftige Unterstützung und wandten sich an uns. Ein paar von uns haben den Schwestern dann unter die Arme gegriffen. Jugendliche betreut, Mahlzeiten für die Kinder organisiert und so.“

Na, und so bin ich mit den Marienschwestern in Kontakt gekommen. Es war eine Art Liebe auf den ersten Blick. Ich merkte: So will ich auch leben. Weil Jesus mich liebt, will ihm mein Leben schenken und mich für andere einsetzen. Jetzt kapierte ich auch, warum ich nach Matthias niemanden mehr kennengelernt hatte. Das war höhere Fügung. Die Schwestern sind ja eigentlich wahnsinnig frei. Keine Familie, keine anderen Verpflichtungen – sie können voll und ganz in ihrer Berufung aufgehen. Ich habe dann angefragt, ob sie mich aufnehmen. Es gab mehrere Probebesuche. Ich merkte, dass es das für mich ist. Und hier bin ich nun.“

„Aber das Leben im Kloster hier in Schönstadt ist doch völlig anders als das, was du beschrieben hast, mit Arbeit mit Jugendlichen und so.“

„Ja schon, aber erstens unterstützen wir ja die Schwestern im Außendienst durch unser Gebet. Und zweitens muss man ja nicht für immer hier bleiben. Ich werde nach dem Noviziat, wenn ich richtige Schwester bin, wahrscheinlich den Antrag stellen, irgendwo mit einer oder zwei anderen Schwestern eine ähnliche Arbeit anzufangen, wie das soziale Projekt in Magdeburg. Vielleicht in Berlin. Oder in München. Oder ich mache es wie Matthias und gehe nach Afrika.“

Spüre ich da den Hauch einer Sehnsucht in ihrer Stimme?

„Ah, schau an!“, necke ich sie. „Doch zu Matthias zurück?“

„Nein“, kam es ganz entschieden. „Das ist vorbei. Ich habe mit dieser Beziehung zwar etwas verloren, aber ich habe etwas Wunderbares gefunden. Das gebe ich nicht mehr her.“

Ich überlegte.

„Würdest du sagen, du hast jetzt deine Berufung gefunden?“

„Ja. Genau so.“

Da ist es wieder, das Thema Berufung. Diese Frauen

sind sich ihrer Berufung so sicher! Und ich bin mir so unsicher. Ich beginne, die Schwestern ein wenig zu beneiden.

Die Pinguin-Rennstrecke



Hinter dem Klostergrundstück der Marienschwestern beginnt ein Waldstück. Dort gibt es einen etwa drei Kilometer langen schnurgraden Kiesweg, der durch das Waldstück hindurch in ein sonniges Tal führt und an einem Wirtshaus endet. Zwar kehren die Schwestern dort nur sehr selten ein. Aber der Weg wird gern für abendliche Spaziergrände genutzt. Es ist lustig zu beobachten, wie die Schwestern dort, meist zu Zweien, die einen sehr gemächlich, die anderen joggend ihre Runde drehen. Schwarz, weiß und grau sind auf diesem Waldweg die dominierenden Farben. Im Volksmund heißt der Weg deshalb die Pinguin-Rennstrecke.

„Achtung, die Menschen kommen!“



Manchmal ist es auch eine sehr überzeugte Ordensschwester leid, ständig fremden Menschen gegenüber ihre Berufung erklären zu müssen oder sich von ortsfremden Reisegruppen bestaunen zu lassen. Immer wieder kommen nämlich Reisebusse von weit her, beladen mit verschiedenen Gruppen, meist von irgendwelchen

Kirchengemeinden, die unbedingt einmal evangelische Nonnen gucken wollen. Das bringt die Tagesabläufe oft durcheinander, vor allem wenn die Gäste über Mittag zum Essen bleiben wollen. Natürlich pflegen die Schwester Gastfreundschaft, aber manchmal ist es auch einfach zu viel. Wer nicht unbedingt da sein muss, geht dem Besucherschwarm aus dem Weg. „Achtung, die Menschen kommen!“, schallt es dann von der Pforte her durchs Kloster. Und all überall huschen graue Kleider, die einen durch die Hintertüre in den Wald, die anderen in ihre Privatgemächer, von wo sie erst eine Stunde später wieder auftauchen. Ich konnte das gut verstehen. Will ich etwa, dass im Wochentakt Fremde mein Wohnzimmer besichtigen?

Geistliche Begleitung



Obwohl ich auch völlig ohne jedes eigene Arbeitsprogramm allein vom Schauen und Mitmachen und aus den Gesprächen mit Schwestern und meinem hoch geschätzten Mentor sehr vieles gelernt habe in diesem einen Jahr in Schönstadt, war der Hauptgrund meines Hierseins natürlich die Teilnahme an einem Ausbildungskurs für Geistliche Begleitung. Darunter versteht man die besondere seelsorgerliche Betreuung von Menschen, die ihr Glaubensleben vertiefen wollen. Während es in der Seelsorge oft eher um persönliche Probleme geht (Ehescheidung, Ärger mit den Kindern, Trauer um Angehörige), ist geistliche Begleitung ein Angebot für Menschen, die auf der Suche sind: Suche nach einem Sinn für ihr Leben, Suche nach einer innigeren Beziehung zu Gott, Fragen zum Gebetsleben, Umgang mit Glaubenzweifeln und

dergleichen Dinge mehr. Im weitesten Sinne geht es in der geistlichen Begleitung um die Vertiefung der Beziehung zu Gott.

Zwar treten jedes Jahr viele Menschen aus der Kirche aus. Gleichwohl ist da eine Sehnsucht: Eine Sehnsucht nach Spiritualität und gelingendem Leben, die manche meinen, in nicht christlichen Weltanschauungen erfüllen zu können. Während die Kirchen immer leerer werden, steigt das Angebot auf dem esoterischen Markt. Selbst ernannte Geistheiler verkaufen für teures Geld ihre Weisheiten, all überall schießen Schulen für Yoga oder fernöstliche Meditation aus dem Boden und die Leute rennen Scharlatanen die Bude ein.

Geistliche Begleitung versteht sich als Rückbesinnung auf die spirituellen Wurzeln des christlichen Glaubens. Sie hebt die Schätze der christlichen Spiritualität. Denn auch das Christentum kennt Mystik, Meditation und die persönliche Begleitung Suchender in einer Art Lehrer-Schüler-Beziehung. Nur wissen die meisten das nicht. Der Kurs „Geistliche Begleitung“ sollte mich als junge Pfarrerin befähigen, Menschen in ihrer Suche nach einem Sinn für ihr Leben zu begleiten und ihnen Hilfestellung anzubieten. Eine Aufgabe, auf die ich mich sehr gefreut habe. Deshalb erwartete ich mit Spannung und Vorfreude den Beginn des Kurses, an dem auch viele Kollegen und Kolleginnen anderer Landeskirchen teilgenommen haben. Der Kurs erstreckte sich in Blockseminaren über neun Monate und ich habe ungeheuer davon profitiert.

Jeder Teilnehmer bekam eine Schwester der Kommunität als persönliche Begleiterin, die die Aufgabe hatte, uns in Einzelgesprächen sicher durch den Kurs und all die Fragen zu lotsen, die in jedem von uns aufgebrochen sind. Denn wer andere begleiten will, der muss bereit sein, selbst Hilfe anzunehmen, vor allem aber die eigenen Schwächen kennen, um nicht ungewollt anderen zu schaden. Zusätzlich gab es auch Gruppengespräche.

„Ich glaube, ich bin zu gar nix berufen ...“



Beim letzten Kurswochenende ging es – ausgerechnet! – um das Thema „Berufung“. Die ganze Zeit in Schönstadt hatte es mich unterschwellig begleitet. In Gesprächen mit meinem Mentor, mit Sr. Anna und Sr. Luise war es aufgetaucht. Und nun stand ein ganzes Kurswochenende unter dem Motto „Berufen – wozu?“.

Sr. Anna, die Priorin, hielt ein Referat darüber, was Berufung eigentlich ist. Die Quintessenz: Berufung ist nicht das, wozu ich gerade Lust habe. Auch nicht das, womit ich erfolgreich bin und vor anderen glänze. Berufung muss nicht einmal identisch mit dem Beruf sein, den ich mir gewählt habe. Berufung ist viel persönlicher, auf jeden Einzelnen zugeschnitten. Es heißt in der Bibel, dass Gott den Menschen als sein Ebenbild erschaffen hat. In jedem von uns hat Er eine Facette Seiner Selbst hinein gelegt. Das ist der Kern unserer Persönlichkeit, das was uns im Innersten ausmacht und der Punkt, an dem wir Ebenbild Gottes sind, obwohl wir natürlich alle sehr unterschiedlich sind. Diese eine Facette, unseren Wesenskern, gilt es zu finden. Haben wir ihn gefunden, erkennen wir unsere eigentliche Berufung.

Wir sollten nun jeder für sich in der Stille darum beten, dass Gott uns diese unsere innerste Berufung offenbaren möge. Und notieren, was wir bei diesem Gebet erlebt haben.

So gingen alle auseinander, jeder verzog sich mit einem Notizbuch und Stift irgendwo hin, wo er in Ruhe nachdenken und meditieren konnte. Ich setzte mich mit Stift und Block in die Kapelle. Und wollte beten. Um ehrlich zu sein: Es wurde ein einziger Krampf.

Was ist meine Berufung? Gott, sag es mir bitte. Ich muss es wissen. Bitte. Habe ich den richtigen Beruf ergriffen?

Was soll ich tun? Wo willst du mich haben? Ich bekam keine Antwort. Das einzige was ich bekam war ein Wadenkrampf vom langen Knien und ein steifes Genick.

Völlig frustriert brach ich mein Gebet ab und ging stattdessen im Wald spazieren. Als wir wieder in der Gruppe zusammenkamen, war ich einfach nur total genervt. Vielleicht, dachte ich, ist das ja alles kompletter Quatsch. Hätte ich doch was Vernünftiges studiert! Ich wäre mit Sicherheit eine gute Deutschlehrerin geworden.

Die anderen erzählten nach und nach, was sie in ihrer Gebetszeit erlebt haben. Ich weiß nicht mehr alles. Aber eine Frau mittleren Alters hatte als Antwort auf die Frage nach ihrer eigentlichen Berufung in sich immer wieder die Worte gehört: „Meine Schöne!“

„Ich bin zwar körperlich nicht schön“, meinte sie, „aber ich glaube, meine Berufung ist es, das Schöne in anderen Menschen und in mir selbst zu entdecken und ans Licht zu heben. Ich glaube, dass Gott von mir will, dass ich andere immer wieder daran erinnere, wie schön sie in Seinen Augen sind.“

Ich war beeindruckt. Aber außer, dass es mir bei der Kurskollegin sehr stimmig vorkam, fanden diese Worte in meinen tieferen Schichten keine Resonanz.

„Und du?“, wandte sich unsere Begleitschwester, Sr. Christine, an mich. „Du hast noch nichts gesagt, wie ist es dir ergangen?“

„Ich glaube, ich bin zu gar nix berufen. Außer dass ich vielleicht mal eine ganz gute Pfarrerin werde, aber vielleicht auch nicht.“

„Und das hat für dich nichts mit Berufung zu tun?“

„Ja ... nein, irgendwie ... ach, ich weiß nicht. Ich meine, Pfarrer werden, klar, man muss einigermaßen klug sein, man muss gut reden können, und so. Aber ist man denn deswegen schon zu irgendwas berufen? Vielleicht hätte ich genauso gut Zahnärztin werden können. Oder Lehrerin. Oder Seelenklempnerin.“

„Das ist wenigstens eine ehrliche Antwort. Ich glaube,

viele von deinen Kollegen hätten jetzt sofort gesagt: Klar, Pfarrer ist meine Berufung. Aber dann hätte ich nachgefragt: Und was genau willst du als Pfarrer verkörpern? Wenn die Leute dich anschauen, welches Bild von Gott willst du ihnen vermitteln? Und dann wären die meisten ganz schön ins Schleudern gekommen. Das kommt nämlich in eurer Ausbildung leider gar nicht vor. Da geht es nur um alte Sprachen, Wissen und Fakten. Keiner fragt so richtig nach, ob ihr eigentlich dahinter steht und was euch antreibt. Und das Ergebnis sehen wir ja. Viele Pfarrer predigen ihre Kirchen leer.“

Ich nickte etwas betreten. Sie legte mir ermutigend die Hand auf die Schulter.

„Gut. Weißt du was? Ich bete für dich, dass Gott dir deine innere Berufung offenbart. Das wird Er tun, wenn die Zeit reif ist. Und dann wird es dir wie Schuppen von den Augen fallen. Verlass dich drauf.“

„Danke, Schwester.“

Wir sprachen noch ein Gebet und dann ging es zum gemeinsamen Abendessen.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen!“



Etwas enttäuscht darüber, dass der liebe Gott sich nicht klarer zu meiner persönlichen Berufung geäußert hatte, besuchte ich am Sonntag nach diesem letzten Seminar zur „geistlichen Begleitung“ den Segnungsgottesdienst der Marienschwestern. Diese Segnungsgottesdienste finden einmal im Monat statt. Sie sind für alle offen, egal ob evangelisch, katholisch oder überhaupt zu einer Kirche gehörig. Es wird viel gesungen und es gibt die Möglichkeit, sich von zwei Schwestern persönlich segnen zu

lassen. Da mein Jahr in Schönstadt sich dem Ende zu neigte, dachte ich, es wäre nicht schlecht, noch einmal für meinen weiteren Lebens- und Berufsweg Kraft zu tanken und ging hin. Ich erwartete nicht allzu viel, als ich zum Segen nach vorne trat und auf dem dafür vorgesehenen Stuhl im Altarraum Platz nahm. Die eine Schwester, eine ältere Frau mit gütigen Runzeln um die Augen, beugte sich zu mir.

„Na, liebe Christiane? Wofür dürfen wir denn beten und wofür möchten Sie sich segnen lassen?“

„Ach, einfach so, es ist ja mein letzter Monat hier, ich dachte es kann einfach nicht schaden. Sozusagen ein Reisesegen für den weiteren Weg.“

„Wunderbar, das machen wir.“

Die beiden Schwestern legten mir die Hände auf Kopf und Schultern und beteten still. Sehr lang. In mir breiteten sich eine tiefe Ruhe und innere Entspannung aus. Ich glaube, ich bin sogar kurz eingenickt. Dann, nach etwa zehn Minuten, beugte die eine Schwester sich wieder zu mir.

„Ich weiß nicht, was das bedeuten könnte, aber ich höre innerlich immer das Wort Jesu *Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solchen gehört das Reich Gottes. Wahrlich, wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, der wird nicht hinein kommen ... eigenartig,* können Sie damit irgend etwas anfangen?“

Ich war verwirrt.

„Nein, eigentlich nicht. Außer dass es halt einer der Texte ist, die bei der Taufe immer vorgelesen werden.“

„Na gut, vielleicht habe ich mich auch verhört, oder mir hängt die Vorbereitung vom Programm für den nächsten Kindergottesdienst noch nach. Dann würde ich sagen, wir beten einfach miteinander das Vaterunser und Sie kriegen noch einen Segen.“

Wir sprachen das Vaterunser. Die ältere Schwester zeichnete mir mit Salböl das Kreuz auf die Stirn, ich bedankte mich, stand auf und setzte mich wieder in die Bank.

Lasset die Kindlein zu mir kommen ..., kam es mir in den Sinn. Nein, das passt irgendwie zu überhaupt nichts, was mich momentan bewegt. Trotzdem. Die Worte gingen mir nicht mehr aus dem Sinn. Und auf einmal höre ich innerlich wieder Herrn Kinzinger sagen: „Da können Se vierzehn Semester Theologie studieren und im schwarzen Talar auf der Kanzel stehen, Sie bleiben doch immer noch Sein Kind.“

Und auf einmal traf es mich wie ein Blitzstrahl direkt von oben. Das ist sie, meine Berufung. Einfach ein Kind Gottes zu sein! Egal wie alt ich werde, egal wie erwachsen und gescheit ich mich fühle, egal, welche kirchlichen Ämter noch auf mich warten, oder auch nicht – ich bin und bleibe immer und in alle Ewigkeit ein Kind Gottes!

An diesem Abend blieb ich lange auf und wälzte die Bibel, vor allem natürlich das Neue Testament. Ich las alle Stellen, in denen es um die Gotteskindschaft geht. Zum Beispiel diese Verse:

„Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch fürchten müsstet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater! Der Geist Gottes selbst gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Gottes Kinder sind.“ (Römer 8,14).

Abba – das bedeutet in der Sprache von Jesus so viel wie „Papa“, „Daddy“. Wir dürfen zu Gott Papa sagen! Es geht schlicht und einfach um Vertrauen und Liebe.

Ich hatte sicher hundert mal in Schulklassen oder im Konfirmandenunterricht erklärt, dass „wir alle“ Gottes Kinder sind – und doch, Welch himmelweiter Unterschied besteht zwischen dieser lapidaren Aussage, dass „wir alle“ Kinder Gottes sind. Und dem Begreifen, dass ICH ein Kind Gottes bin!

Und dass meine Berufung darin besteht, auch in jedem anderen Menschen ein Kind Gottes zu erkennen und ihm dabei zu helfen, seinen eigenen Weg mit Gott zu gehen.

„Jetzt brennt es da drinnen!“



Mein Jahr in Schönstadt neigte sich seinem Ende entgegen. Durch einen Anruf vom Landeskirchenamt erfuhr ich meinen nächsten Einsatzort: Die zweite Pfarrstelle in einer oberfränkischen Kleinstadt namens Ebersburg an der Ätz. Ich seufzte. Ich wäre nach meiner Tour durch Franken doch so gern wieder nach München zurückgekehrt! Meine Familie sehe ich höchstens zwei mal im Jahr, von Freunden ganz zu schweigen. Aber gut, mein Papa im Himmel weiß sicher, warum er mich in eine Kleinstadt in Oberfranken schickt – also gehe ich da hin und vertraue darauf, dass es schon irgendwie gut werden wird.

Zwei Wochen vor meinem Neustart in Ebersburg wurde ich im Rahmen einer kleinen Feier beim Nachmittagskaffee der Schwestern verabschiedet.

„Erzählen Sie doch mal, was Sie mitnehmen aus Schönstadt!“, bat Sr. Anna.

Mir steckte ein Kloß im Hals.

„Also, erst mal möchte ich mich bedanken. Bei allen, die mich einfach freundlich aufgenommen haben. Und ganz besonders bei allen, die mich etwas intensiver begleitet haben. Bei Ihnen, Sr. Anna, und bei Sr. Christine und natürlich ganz besonders bei Ihnen, Herr Kinzinger ...“

„Nu, Sie haben meine theologischen Monologe ja auch immer tapfer ertragen. Meine Frau hat öfter gesagt: Gut dass du die Frau Müller hast, da sülzt du uns beim Abendessen nicht immer so voll.“

Die Schwestern lachten. Ich lachte auch und gleichzeitig kamen mir die Tränen. Ich schluckte, bevor ich fortfuhr.

„Ich möchte mich auch bedanken, dass manche von Ihnen mir etwas tiefere Einblicke erlaubt haben, besonders

in ihre Berufung ...“

Hier warf ich Sr. Luise einen Blick zu. Sie lächelte und nickte mir kurz zu.

„Und besonders schön fand ich die Gottesdienste hier, da habe ich auch ganz viel von Herrn Kinzinger gelernt.“

Ich holte tief Luft. Ich wollte ihnen erzählen, was ich wenige Tage zuvor erlebt hatte. Die Sache mit meiner ganz persönlichen Berufung. Das wusste noch keiner. Nicht mal Herr Kinzinger und Sr. Christine, obwohl die doch genau deshalb für mich gebetet hatte. Und auch die beiden Schwestern, die mir beim Segnungsgottesdienst die Hände aufgelegt hatten mussten das doch erfahren.

Etwa achtzig Augenpaare blickten mich unter schwarzen Schleieren erwartungsvoll an. Aber ich konnte es einfach nicht sagen. Stattdessen brachte ich nur hervor: „Danke. Es war ein sehr, sehr wichtiges Jahr für mich. Ich kann gar nicht sagen, wie wichtig.“ Und dann fing ich vor versammelter Mannschaft an zu heulen.

Herr Kinzinger reichte mir ein Taschentuch.

Am nächsten Tag ging ich noch mal ins Ordenshaus, um ein paar Sachen zu holen, die ich in der Bibliothek vergessen hatte. Im Eingangsbereich stand Herr Kinzinger und unterhielt sich ausgerechnet mit der älteren Schwester aus dem Segnungsgottesdienst! Als ich hereinkam unterbrachen Sie ihr Gespräch und die ältere Schwester wandte sich an mich:

„Gut dass ich Sie noch mal sehe!“

Sie legte mir die Hände auf die Schultern und guckte mir von schräg unten tief in die Augen.

„Also, ich wollte Ihnen die ganze Zeit schon was sagen. Und nun sage ich es wirklich!“

Sie machte eine bedeutungsvolle Pause, suchte nach Worten und dann fuhr sie fort:

„Also, ich glaube fei, dass Sie nicht umsonst bei uns waren. Als Sie hergekommen sind, da waren Sie ja schon ein tief gläubiger Mensch, doch doch, das hat man schon

gemerkt! Aber jetzt ...“, hier löste sie eine Hand von meiner Schulter und begann, nachdrücklich mit dem Knöchel ihres Zeigefingers gegen meinen Brustkorb zu trommeln, „... jetzt brennt es hier drinnen!“

Herr Kinzinger strahlte uns an und kommentierte:
„Nu, wie die Schwester Emma das doch klar erkannt hat!“

Dann hub er zu einem längeren theologischen Vortrag über die Mystik im Christentum an, während mir mal wieder die Tränen liefen.

TEIL III

Meine erste eigene Stelle - Ebersburg in Oberfranken

Ein warmer Empfang



Mit einem Koffer voll Idealismus und neu gewonnenem Gottvertrauen, ein paar klapperigen IKEA-Möbeln und einem halb verwelkten Gummibaum zog ich im April 2005 in meinem neuen Pfarrhaus in Ebersburg in Oberfranken ein. Mein erstes richtiges Pfarrhaus! Meine erste richtige Pfarrstelle! Es war geschafft! Ich war nun eine richtige Pfarrerin!

Wie ich Bett, Regal und Schreibtisch so auf den 135 Quadratmetern des für eine fünfköpfige Familie konzipierten neuen Domizils verteilen sollte, dass es halbwegs gemütlich wirkt, war mir zwar schleierhaft. Aber war es denn von Bedeutung? Ich war eine vom Herrn Berufene, in meinem Herzen brannte neu das Feuer der Liebe zu Gott und meinen Mitmenschen und ich war bereit, mich auf die neue Situation einzulassen.

Ich stand zwischen Kartons und Bücherkisten, ich räumte Regale ein, es klingelte erstmals an der Tür. Ich öffnete.

Vor der Tür standen ungefähr zehn Personen.

„Guten Tag, wir sind Ihr neuer Kirchenvorstand!“,

schallte es mir entgegen.

„Das ist ja nett, kommen Sie doch her ...“

Weiter kam ich nicht, denn dann wurde ich auch schon überrannt. Mein neuer Kirchenvorstand kannte sich offenbar im Ebersburger Pfarrhaus besser aus als ich, stürmte das Wohnzimmer, breitete Gläser voll hausgemachter Leberwurst, Presssack und Blutwurst auf dem Tisch aus. Dazu Bier und Brot.

„So, jetzt gibt's erst mal eine zünftige Brotzeit!“

Zehn Personen stehen im Kreis um meinen Esstisch und mampfen. Sie drehen mir dabei den Rücken zu. Die Szene wirkt wie im Fernsehen. Ein Rudel Hyänen macht sich über die Reste eines vom Löwen erlegten Gnus her. Erst als alle satt sind, kommt jemand auf die Idee, man könnte doch eine Vorstellungsrunde machen und mir vielleicht auch etwas anbieten.

Die Vorstellungsrunde beschränkt sich auf Namen und Berufsangaben.

Ich wollte gerade anfangen, ein bisschen mehr über mich zu erzählen (schließlich bin ich die neue Pfarrerin, da ging ich einfach davon aus, dass das den Kirchenvorstand interessiert, mit wem er die nächsten Jahre zusammenarbeiten wird) – doch keine Chance!

„Also Frau Müller, danke für das nette Beisammensein, wir müssen jetzt dann wieder gehen, aber wir sehen uns ja spätestens am Dienstag, da ist Kirchenvorstandssitzung.“

„Ähm ... kommenden Sonntag ist aber erst mal mein Einführungsgottesdienst!“

„Ach ja richtig, aber da werden vielleicht nicht alle von uns kommen.“

„Also dann, bis Dienstag ...“

„Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

So plötzlich wie der Spuk begonnen hatte, war er auch wieder vorbei. Ich stand verdattert in meinem Wohnzimmer. Um mich herum nun nicht mehr nur Kartons,

sondern leere und halbvolle Wurstkonserven und Bierflaschen. Während ich das Chaos beseitigte, kam mir ein Ausspruch meines ersten Mentors Hans in den Sinn.

„Es gibt Menschen, die kann man liebhaben. Es gibt Menschen, bei denen muss einem der liebe Gott helfen sie liebzuhaben. Und es gibt Menschen, die muss der liebe Gott ganz alleine liebhaben.“

Haussegnung



Anlässlich meines Einführungsgottesdienstes in Ebersburg bekam ich Besuch, über den ich mich sehr freute. Neben ein paar alten Freunden und meinen Eltern kamen auch das Ehepaar Kinzinger und einige Schwestern aus Schönstadt, um mir alle Gute zu wünschen.

Nach dem Einführungsgottesdienst saßen wir ungefähr zu acht in meinem Wohnzimmer und tranken Sekt.

Herr Kinzinger ergriff das Wort:

„Nu, ich glaube, Sie haben es hier gar nicht so schlecht getroffen. Vor allem ist das doch ein schönes Haus hier! Schöner Parkettboden vor allem. Als ich noch junger Pfarrer in in Hersbruck war ...“

Seine Gattin Renate schaltete sich ein. „Manne, nu halt doch einfach mal fünf Minuten die Klappe! Heute ist die Christiane doch die Hauptperson!“

Und an mich gewandt:

„Wie gefällt dir denn dein neues Haus? Bisschen groß für dich allein, oder?“

„Stimmt. Mir ist es zu groß und nachts knarrt immer irgend was!“

„Ja, das haben diese Häuser so an sich. Wissen Se was,

wir laufen jetzt mal mit einer Kerze durch die Räume und machen eine kleine Haussegnung. Sie werden sehen, da fühlen Se sich hinterher wohler!“

Wir liefen also, alle acht die wir da waren, einmal mit einer Kerze durch das ganze Haus. In jedem Zimmer sprachen wir ein kurzes Gebet und sangen eine Liedstrophe von „Jesus Christus herrscht als König“.

Bließ am Ende noch eine Tür übrig.

„Nu und was ist das?“

„Das ist das Gäteklo.“

„Na, da will man sich ja auch wohlfühlen!“

Er öffnete Tür, hob den Toilettendeckel und segnete die Kloschüssel.

Gesungen haben wir da nicht. Aber nun hatte ich das vermutlich einzige von einem lutherischen Oberkirchenrat gesegnete Gäteklo der nördlichen Hemisphäre. Das muss hier einfach erwähnt werden. Falls einer meiner Nachfolger sich wundern sollte, warum ihm die besten Ideen immer auf dem Klo kommen.

„Gemeinsam sind wir unausstehlich!“



In den nächsten Tagen wurde mir bewusst: Herrje. Nun bin ich wirklich in der Provinz gelandet.

Auch Lauf an der Laber und Schönstadt waren zwar nicht gerade Großstädte. Aber von Lauf fährt zumindest alle zwanzig Minuten eine S-Bahn nach Nürnberg und in Schönstadt leben Schwestern aus ganz Deutschland und darüber hinaus. Aber hier braten etwa 3500 Personen seit Jahrzehnten im eigenen Saft.

„Der Horizont der Ebersburger endet am Ortsschild“, pflegte mein Kollege Franz etwas despektierlich zu sa-

gen. Womit wir auch bei den positiven Seiten meiner ersten Pfarrstelle wären. Ich teilte mir die Gemeinde nämlich mit einem Kollegen und hatte deshalb zum Glück weder etwas mit der Verwaltung des kircheneigenen Friedhofs, noch mit der Personalführung des fünfgruppigen Kindergartens, noch mit der Dachsanierung der Laurentiuskirche zu tun.

In gewisser Weise ergänzten wir uns auch sonst perfekt. Wir waren nämlich völlig gegensätzlich. Ich eher bedächtig, nachdenklich und spirituell veranlagt. Er zupackend, forsch und praktisch denkend. Manchmal haben wir uns auch ordentlich gestritten, aber immer wieder vertragen. „Gemeinsam sind wir unsausstehlich!“, so lautete unser Wahlspruch.

Da Franz aber das dörfliche Leben liebte (im Gegensatz zu mir) konnte er manche meiner Probleme auch nicht wirklich nachvollziehen.

„Wieso, ist doch schön, wenn sich alle um einen kümmern! Man fühlt sich so aufgehoben“, meinte er zum Beispiel, als ich ihm mein Leid klagte, weil sich schon wieder jemand darüber mokierte, dass bei mir zwar nachts um zwölf noch Licht brennt, ich aber „erst“ gegen halb acht Uhr morgens aufstehe. Er selbst hatte aus diesem Grund übrigens eine Zeitschaltuhr in eingebaut, sodass sich bei ihm morgens um sechs Uhr im Arbeitszimmer das Licht von alleine einschaltete.

Franken kehrt



Doch nicht nur unter der Woche erwartet der Ebersburger Fleiß, Ordnung und geschäftiges Treiben im und um das Pfarrhaus. Sondern auch am Wochenende.

Samstagvormittag in Ebersburg. Ich habe frei. Ich möchte gern den sonnigen Tag genießen. Erst mal richtig ausschlafen, und dann vielleicht einen kleinen Ausflug zum Badesee. Ich erwache von einem Geräusch, das ungefähr klingt wie „Schrapp, schrapp, schrapp“. Ein Blick auf die Uhr. Es ist halb acht. Etwas unwillig erhebe ich mich mich von meinem Lager und linse durch die Ritzen der Jalousien hinunter auf die Dorfstraße. Vor ihrer Tür steht die Nachbarin in einer blauen Kittelschürze und kehrt den Gehsteig. Zwei Häuser weiter dasselbe Bild. Eine Dame in Kittelschürze kehrt den Gehsteig. Und auf der anderen Seite dasselbe, nur dass es hier ein Herr ist. Das wundert mich nicht, weil ich seine Gattin vor zwei Wochen beerdigt habe.

Ich mache Frühstück, werfe mich in meine Freizeitmontur und verlasse das Haus.

Die Nachbarin hängt inzwischen neugierig über dem Gartenzaun.

„Na Frau Pfarrer? Kehren Sie jetzt auch?“

„Nein, eigentlich nicht. Ich habe heute frei und nutze das Wetter für einen kleinen Ausflug.“

„Ah ... dann kehren Sie wohl heute Nachmittag?“

„Nein, eigentlich nicht. Ich finde nicht, dass die Straße so dreckig ist, dass ich sie unbedingt kehren müsste.“

Ich dachte mir überhaupt nichts dabei. Setzte mich in meinen roten Golf und fuhr davon.

Zwei Tage später meinte Franz zu mir: „Das kannst du nicht machen.“

„Was kann ich nicht machen?“

„In deiner Straße herrscht Aufruhr. Weißt du, was die Leute erzählen?“

„Nein.“

„Die neue Pfarrerin kehrt nie ihre Straße. Christiane, das gehört hier unbedingt dazu. Ich mache das auch jeden Samstag.“

„Kannst du ja, wenn du meinst. Aber was bitte geht das die Nachbarn an? Und vor allem, was geht es dich an,

was meine Nachbarn erzählen?“

„Willkommen auf dem Dorf. Hier muss man sich eben anpassen.“

„Sehe ich nicht ein.“

„Dann wirst du dir hier keine Freunde machen.“

Sprachverwirrung



Auch in Ebersburg kam ich natürlich um meine ach so geliebten Geburtstagsbesuche nicht herum.

„Guten Tag. Ich bin die Pfarrerin Müller. Ich habe seit kurzem die zweite Pfarrstelle hier inne und möchte Ihnen gern zum Geburtstag gratulieren.“

„Kommen'S herein!“

Ich betrete das Wohnzimmer. Ich bin der einzige Gast. Der Hausherr strahlt mich an und beginnt mir irgend etwas zu erzählen. Ich verstehe nur Bruchstücke. Das, was ich da höre, ist eine ortsübliche Variante des Oberfränkischen. Für all meine Leser, die meinen, dass im Freistaat Bayern alle Bayrisch sprechen: Dem ist nicht so. Ganz grob kann man die Dialekte in drei Gruppen einteilen: Bayrisch, Schwäbisch und Fränkisch.

Ich selbst spreche Hochdeutsch, da meine Mutter aus der Gegend von Hannover stammte.

Da ich in München aufgewachsen bin, verstehe ich sämtliche Varianten des Bayrischen, kann es aber nicht sprechen.

Fränkisch geht einigermaßen, wenn es nicht zu wild ist.

Oberfränkisch aber, und vor allem der hiesige Slang, stellte für mich zunächst eine echte Sprachbarriere dar.

Zurück zu meinem ersten Besuch.

Der Mann ist offenbar begeistert, mich zu sehen.

Ich sage ab und zu: „Jaja!“, lächle und nicke.
Ein Wort, das ich immer wieder heraus höre, lautet: Lederhemd.

„Blablabla ... Lederhemd ... blablabla ... Lederhemd ...“
Ich trinke Kaffee und esse Käsekuchen.

Käsekuchen werde ich in Ebersburg noch sehr oft essen, es ist offenbar das Lieblingsgebäck in dieser Gegend, dumm nur, dass ich ausgerechnet Käsekuchen überhaupt nicht mag.

Nach etwa einer halben Stunde verabschiede ich mich. Der Jubilar drückt mir strahlend fünfzig Euro in die Hand. Und sagt noch einmal irgendwas mit Lederhemd.

Viel, viel später begriff ich erst, was es mit dem Lederhemd auf sich hatte und warum er sich so gefreut hat. Er hat mir erzählt, er sei allee dahemm – zu deutsch: Allein daheim! Wahrscheinlich, weil seine Familie erst am Wochenende zum Feiern kommt. Weil er nun allee dahemm war an seinem Ehrentag, freute er sich einfach, dass jemand von der Kirche vorbei geschaut hat.

Egon Klaftertief



Hatte ich im Vikariat schon die eine oder andere Beerdigung zu halten gehabt, ging es nun in Ebersburg so richtig los damit. Es gab Wochen, da hatte ich den Eindruck, ich komme überhaupt nicht vom Friedhof herunter. Der Grund? Ein Altenheim in unserem Sprengel, sowie eine generell ziemlich überalterte Bevölkerung in diesem idyllischen Landstrich.

So machte ich auch sehr bald nach meinem Einzug in Ebersburg die Bekanntschaft von Egon Klaftertief, dem

örtlichen Bestatter. Der ist nicht nur unser örtlicher Bestatter, sondern außerdem Mitglied des Kirchenvorstands. Von daher pflegten wir von Anfang an rege Kontakte.

Unsere erste Begegnung lief so: Ich hatte zwei Beerdigungen auf dem Ebersburger Friedhof zu halten, dazwischen aber eine halbe Stunde Zeit. Heimgehen lohnt sich da nicht, weder für mich, noch für Herrn Klaftertief. Also geriet ich mit Herrn Klaftertief ins Plaudern und er erzählte mir auf meine Frage, warum und wie er denn eigentlich Bestatter geworden ist, die bewegte Geschichte seines Lebens.

Es war einmal ein einfacher Schreiner namens Egon Klaftertief. Egon war noch recht jung und führte nun schon seit fünf Jahren mit mäßigem Erfolg sein mittelständisches Unternehmen im schönen oberfränkischen Örtchen Ebersburg. Er hatte die Schreinerei von seinem Vater geerbt und der wiederum von seinem Vater. Die Schreinerei Klaftertief war also ein angesehenes Familienunternehmen und allen Ebersburgern ein Begriff.

Eigentlich hatte auch bei Egon alles ganz gut angefangen. Denn in den 70er Jahren herrschte Bauboom und jeder brauchte Fensterrahmen und Türblätter, Tische und Schränke. Aber irgendwann flaute der Boom dann auch wieder ab. Denn alle Häuser in zehn Kilometern Umkreis waren ja bereits mit Türblättern und Fensterrahmen aus Klaftertiefs Produktion versorgt und in der Regel braucht man ja auch nur einen Küchentisch und nicht derer drei. Bei IKEA und Konsorten gibt's das Meiste zudem zum halben Preis. Egon Klaftertief kam so langsam in die roten Zahlen. Er musste sich was einfallen lassen. Während einer schlaflosen Nacht kommt ihm die zündende Idee.

Niemand braucht drei Küchentische. Aber jeder braucht über kurz oder lang - was? Richtig. Einen Sarg. Das Möbel für die letzte Reise. Und diese kommt so sicher wie das Amen in der Kirche.

Apropos Kirche. Allein die Lauerentiuskirche hat ja etwa 3500 Gemeindeglieder. Die Gemeinde ist überaltert. Jedes Jahr am Totensonntag werden die Namen aller Verstorbenen des Kirchenjahrs verlesen – Egon, sonst eher kein frommer Kirchgänger, setzte sich also eines Totensonntags doch mal in die letzte Bank und zählte mit. Er kam auf Dreiundfünfzig Namen, wobei der Pfarrer für jeden der Verstorbenen eine Kerze am Altar entzündete. Das bestärkte ihn in seinem Beschluss. „Praktisch denken, Särge schenken!“, murmelte er zufrieden in sich hinein, als am Altar die dreiundfünfzigste Kerze brannte. Und so stieg er um in das vermutlich einzige wirklich krisensichere Gewerbe der Welt. Denn gestorben wird immer.

Schon kurze Zeit später stand auf dem Türschild nicht mehr „Schreinerei Klaftertief“ sondern: „Klaftertief – Schreinerei und Trauerbedarf“. Und im Schaufenster prangte ein beeindruckender Eichensarg.

Allerdings lief auch dieses Geschäft anfangs nicht gut. Es gibt nämlich in jeder Kleinstadt mindestens ein höchst professionell arbeitendes Bestattungsinstitut. So auch hier. Zwar nicht direkt in Ebersburg, sondern im benachbarten Sonneberg. Aber eben doch in der Nähe. Es hieß Bestattungen Kleinschmidt. Egon hatte es schwer, sich gegen Kleinschmidt durchzusetzen. Denn damals konnte Egon zwar einen Sarg zimmern, trat aber ansonsten nicht gerade professionell auf. Beim Anblick seiner ersten Leiche fiel er angeblich sogar in Ohnmacht, wie Walter Kleinschmidt, der Seniorchef des Konkurrenzunternehmens, heute noch gern erzählt.

Doch er entwickelte Ehrgeiz. Er überwand seine natürliche Abneigung gegenüber der ganzen Sterberei und allem was damit zusammenhängt. Die Ausbildung zum geprüften Bestatter dauert drei Jahre. Egon stellte sich dieser Herausforderung und schulte komplett um. Das benötigte Equipment finanzierte er aus dem Erbe seiner kürzlich verstorbenen Großtante und nahm zusätzlich

einen Kredit auf. Und bald eröffnete er sein eigenes kleines Bestattingsinstitut und führte auch Max und Matthias, seine halbwüchsigen Söhne, an das Geschäft heran. Nochmal fünf Jahre später stiegen die beiden voll ins Geschäft mit ein. Dieses nennt sich nun: „Bestattungen Klaftertief und Söhne“ und entwickelte sich aufgrund des unermüdlichen Fleißes von Egon, Max und Matthias zum Marktführer in Sachen Bestattungen im ganzen Landkreis Sonneberg. Dass er sich damit den unverholten Hass der Familie Kleinschmidt zugezogen hat, versteht sich von selbst. Aber inzwischen sitzt er so fest im Sattel, dass ihm das egal ist.

Max Klaftertief hat eine Tochter. Leonie Klaftertief. Sie ist zehn Jahre alt und ein aufgewecktes Mädchen. Auf die Frage, was sie denn einmal werde will, sagt sie mit dem Brustton der Überzeugung: „Bestatterin natürlich, das ist ein krisensicherer Job!“

Und so mache nun auch ich, die neu zugezogene Pfarrerin in den ersten Amtsjahren, die Bekanntschaft von Egon und seiner Familie.

„Gut schaust du aus, Alwin ...“



Da Egon seit seiner Geburt in Ebersburg lebt, kennt er natürlich all seine „Kunden“ persönlich. Entsprechend liebevoll gestaltet er seine Abschiedsfeiern und findet oft schlichte und ergreifende Worte, die sich keine ortsfremde Pfarrerin ausdenken könnte.

Trauerfeier in Ebersburg. Wir stehen mit ernsten Mienen um den offenen Sarg – verstorben ist nach einem längeren Krebsleiden ein 73jähriger Landwirt. Da liegt er. In seinem Sonntagsanzug, einen Veilchenstrauß im Knopf-

loch. Auf weißem Satin. Die Hände ordentlich vor der Brust gefaltet. Mit friedlichen Gesichtszügen. Nur die tiefen Furchen um den Mund lassen noch das vorausgegangene Leid erahnen. Daneben, ernst aber gefasst, seine Frau, zwei erwachsene Kinder, deren Ehegatten und eben ich, die Pfarrerin.

Ich räuspere mich.

„Lasst uns unseren Verstorbenen Alwin Klein der Barmherzigkeit unseres guten Gottes anbefehlen. Alwin, es segne dich Gott der Vater, der dich erschaffen hat.

Es segne dich Jesus Christus, Gottes Sohn, der dich durch sein Leiden und Sterben erlöst hat.

Es segne dich Gott der Heilige Geist.

Der Dreieinige Gott geleite dich durch das Dunkel des Todes zum ewigen Leben. Er sei dir gnädig im Gericht und lasse dir sein Angesicht leuchten. Amen.“

„Amen“, erschallt es um mich herum.

Tränen fließen.

Egon Klaftertief tritt an den Sarg und schaut hinein.

„Mei Alwin“, sagt er zu dem Toten gewandt. „Schwer hast es fei gehabt. Aber jetzt is` vorbei. Gut schaust du aus, Alwin. Und nun schlaf recht schön. Auf Wiedersehen.“

Mit diesen Worten schließt er behutsam den Sargdeckel, wie um den Schlaf des alten Freundes nicht zu stören.

Berta



Ein weiteres Original in der Ebersburger Kirchengemeinde war (und ist meines Wissens immer noch) die Berta. Berta ist unsere Mesnerin. Vor jedem Gottesdienst schließt sie die Kirche auf, zündet die Kerzen an, steckt die Nummern der zu singenden Kirchenlieder an die bei-

den dafür vorgesehenen Tafeln, stellt die Abendmahlskelche bereit, sorgt für Brot und Wein und was sonst noch zum reibungslosen Ablauf eines Gottesdienstes eben vonnöten ist. Die Berta ist Mitte fünfzig, klein und kugelrund. Aus treuen braunen Augen blickt sie in die Welt. Ihre Kommentare zum Leben im Dorf und weit darüber hinaus kommen tief aus dem Herzen und dieses sitzt am rechten Fleck. Auch die Berta lebt seit ihrer Geburt in Ebersburg und wird wohl auch bis zu ihrem Dahinscheiden hier bleiben. Sie spricht ein breites Oberfränkisch. Da sie aber wusste, dass ich das nicht verstehe, bemühte sie sich in meiner Gegenwart stets um gepflegtes Hochdeutsch. Oder besser gesagt: Das, was sie dafür hält.

Unvergessen ist mir unser Vor-Gottesdienst-Ritual. Sonntagmorgen, kurz vor halb zehn: Ich betrete die Sakristei, wo die Berta bereits mit Kelchen und Abendmahlspatenen hantiert.

„Einen wunderschönen Guten Morgen, liebe Berta!“

„Guten Morgen, Frau Pfarrer.“

Ich packe meinen Talar aus und werfe ihn mir über. Dann stopfe ich das Beffchen in meinen Halsausschnitt. Zur Information: Das Beffchen ist das, was einem evangelischen Pfarrer zum Halse heraushängt. Also diese beiden völlig sinnfreien weißen Stoffstreifen, die einem Pfarrer aus dem Kragen quellen, weil die evangelische Kirche irgendwann Mitte des 19. Jahrhunderts meinte, ihre Amtstracht an die der Richter, Rechtsanwälte und Rabbiner anpassen zu müssen.

Ich wende mich an Berta.

„Geht das so?“

Berta mustert mich prüfend von oben bis unten. Dann kommentiert sie mein Erscheinungsbild in rührend bemühtem Hochdeutsch mit den Worten: „Die Grundschönheit ist vorhanden!“

Sie zupft etwas an mir herum, bis nach ihrem Daftürhalten alles gerade ist. Tritt zurück. Mustert mich noch ein-

mal prüfend und stellt zufrieden fest: „Ein-wand-frei!“

Bei diesem Wort betont sie jede Silbe. Warum jeder Franke meint, dass es Hochdeutsch sei, jede einzelne Silbe eines Wortes zu betonen, ist mir auch nach zehn Jahren in diesen Gefilden immer noch ein Rätsel.

„Dass der Saft erfreue es Menschen Herz. ..“



Die Berta eroberte mein Herz im Sturm. Dass ich sie in bleibender Erinnerung behalten werde, hat auch mit der Konfirmation in Ebersburg Anno 2005 zu tun. Es war meine erste Konfirmation nach dem Vikariat in Lauf – und überhaupt erst meine zweite „eigene“, also selbst durchgeführte Konfirmation. Die Konfirmanden waren mir ans Herz gewachsen. Entsprechend schön habe ich den Gottesdienst ausgestaltet. Es gab Rosen für die Paten und Patinnen der Konfirmanden. Die Kirche war wunderbar geschmückt. Die Mütter heulten vor Rührung. Die Kinder, nein besser: Die jungen Damen und Herren sahen auf einmal unglaublich erwachsen aus, so mit hohen Schuhen, Kostüm, Anzug und Schlipps.

Was darf bei keiner Konfirmation fehlen? Natürlich die Feier des Heiligen Abendmahls, denn mit der Konfirmation sind die Jugendlichen ja als vollwertige Gemeindemitglieder in die Kirche aufgenommen und nun auch zum Heiligen Abendmahl zugelassen. Da es bei der Konfirmation auch um Erwachsenwerden geht, dürfen sie hier bei ihrem ersten Abendmahl meist auch zum ersten mal einen Schluck Wein trinken.

Meine Konfirmandengruppe hatte sich allerdings entschieden, dass Wein komisch schmeckt und dass sie lieber Traubensaft zum Abendmahl wollen. Kein Problem

für mich und auch nicht für die Ebersburger Kirchengemeinde. Ehe ein Jugendlicher in diesem feierlichen Moment angewidert das Gesicht verzieht, gibt es eben Traubensaft – Jesus hat sich dazu nicht weiter geäußert. Im Neuen Testament steht nur etwas von der „Frucht des Weinstocks“ - nicht ob es sich beim letzten Abendmahl um Wein oder Saft handelte.

Wir feiern also feierlich Abendmahl. Mit Saft. Alle sind glücklich. Ich verköstige gefühlte 576 Gottesdienstbesucher mit den Worten „Christi Leib für dich gegeben. Christi Blut für dich vergossen.“

Im Evangelischen Gottesdienst ist es üblich, dass der Pfarrer, die Pfarrerin als Letzter kommuniziert. Als also alle in den Bänken sitzen, winke ich Herrn Klaftertief als Vorsitzendem des Kirchenvorstands zu, er möge bitte auch mir Brot und Kelch reichen. Was er auch tut. Ich esse das Brot. Ich nippe am Kelch.

Ungläubig nippe ich gleich noch mal.

Und noch mal.

Das mag sein, was es will. Traubensaft ist es jedenfalls nicht. Der Geschmack kommt mir seltsam bekannt vor. Ich komme aber nicht drauf, was es sein könnte.

Der Gottesdienst geht zu Ende. Ich ziehe im Gänsemarsch mit den Konfirmanden unter Blitzlichtgewitter und Orgelbrausen aus der Kirche aus. Allgemeines Händeschütteln am Ausgang.

Und alle sind sich einig:

„Frau Müller, das war fei eine gute Idee mit dem Apfelsaft!“

„Ja, so ganz der Lebenswirklichkeit der Kinder entnommen.“

„Also wenn ich gewusst hätte, dass man beim Abendmahl auch Apfelsaft nehmen darf, da wäre ich schon viel öfter gekommen!“

„Das hat man auch hinterher noch was davon, wenn eine angebrochene Flasche übrig bleibt, weil den Trau-

bensaft mag ja eh keiner so richtig.“

„Und ich finde, Wein in dem Alter muss echt nicht sein.“

In der Sakristei erwartet mich eine völlig zerknirschte Berta.

„Oh Gott Frau Müller! Es tut mir Leid! Es tut mir Leid!“

„Ja was war denn?“

„Wissen Sie, ich war gestern noch einkaufen. Für den Gottesdienst heut, aber auch privat. Sechs Flaschen Bio-Traubensaft im Tragerl für die Kirche und sechs Flaschen Bio-Apfelsaft für daheim. Und da dachte ich, ich fahr mal kurz bei der Kirche vorbei und stell für heut den Saft schon mal in die Sakristei. Und dann hab ich das falsche Tragerl erwischt, aber das hab ich erst eine Minute vor der Konfirmation gemerkt. Und da war es zu spät. Sind Sie jetzt sehr böse?“

Ich musste herzlich lachen.

„Ich glaub, dass der Herr Jesus das mit Humor nimmt. Und ich auch. Außerdem können wir es jetzt eh nicht mehr ändern.“

„Mei, jetzt fällt mir aber ein Stein vom Herzen. Ihr Vorgänger hätte getobt!“

Abends telefonierte ich mit meinem alten Mentor Herrn Kinzinger.

„Nu das freut mich aber, dass Se so ne schöne Konfirmation feiern konnten. Das erste Abendmahl ist im Leben eines jungen Christen so wichtig.“

„Ja, wir haben aber mit Saft gefeiert und nicht mit Wein.“

„Mit Saft?! In den Psalmen heißt es aber eindeutig: Lasst uns Gott loben, dass der Wein erfreue des Menschen Herz! Dass der Saft erfreue des Menschen Herz – also wirklich! Aber de jungen Theologen von heute können das ja nicht mehr wissen ...“

Er brummelte noch etwas vor sich hin und hielt mir ei-

nen theologischen Vortrag zur Bedeutung des Messweins bei Ambrosius dem Älteren und Thomas von Aquin.

Dass es sich um Apfelsaft handelte, habe ich ihm dann lieber doch verschwiegen.

Der schönste Tag im ganzen Leben – oder: Pleiten, Pech und Pannen im kirchlichen Traugottesdienst



In Ebersburg habe ich neben vielen Beerdigungen und immerhin über die Jahre verteilt vier Konfirmationen und etlichen Taufen auch meine ersten Traugottesdieste gehalten. Im Vikariat in Lauf hat sich ja keiner getraut. Warum? Weil in Lauf eine sehr moderne, nüchterne Kirche steht, die zwar in meinen Augen durchaus etwas „hat“. Aber eben keine bunten Fenster und vor allem keinen Mittelgang zwischen den Bankreihen. Sind wir doch ehrlich: Die meisten Brautpaare suchen sich doch „ihre“ Kirche nicht nach theologischen Kriterien aus, sondern nach optischen. Und die alles entscheidende Frage lautet: Wenn die Braut mit ihrem Vater, ihrem Bräutigam oder allein durch den Mittelgang zum Altar schreitet – passt das Kleid dann durch die Bankreihen, ohne hängenzubleiben? Die Ebersburger Laurentiuskirche ist für Trauungen geradezu ideal. Wir konnten uns vor Brautpaaren kaum retten.

Gut für uns und unsere Kirchenkasse. Schlecht für die Kollegen und Kolleginnen der umliegenden Kirchengemeinden, deren heiratswillige Schäfchen bei uns Schlange standen. Aber da jeder Pfarrer mehrmals im Leben seine Pfarrstelle und damit das Kirchengebäude wechselt, gibt es am Ende doch auch wieder eine aus-

gleichende Gerechtigkeit. Ich jedenfalls habe mein Soll an kirchlichen Trauungen in Ebersburg für dieses Leben vermutlich mehr als erfüllt.

An den schönsten Tag im Leben stellen junge Brautpaare natürlich hohe Erwartungen. Doch Murphys Law ist erbarmungslos und kennt weder Respekt vor meiner Ordination, noch vor der besonderen Würde des Augenblickes, wenn Mann und Frau Ja zueinander sagen.

Ein Ring sie zu knechten



Kennen Sie den schönen Fantasy-Roman „Der Herr der Ringe“ von J.R.R. Tolkien? Dann kennen Sie sicher auch das Ringgedicht. „*Ein Ring sie zu knechten, sie alle zu finden, ins Dunkel zu treiben und ewig zu binden ...*“

Einer der ergreifendsten Momente jeder kirchlichen Hochzeit ist der Moment, in dem Braut und Bräutigam einander die Ringe anstecken mit den Worten: „Nimm diesen Ring als Zeichen meine Liebe und Treue!“

Die wenigsten machen sich allerdings Gedanken darüber, wie eigentlich der Ring an den Finger des Geliebten kommen soll, wenn doch die Ringe mittels eines gordischen Knoten an einem Ringkissen festgezurrt sind.

Diese bei Trauungen üblichen Ringkissen haben es wirklich in sich. Meist bestehen sie aus weißem Satin und sind derart prall gestopft, dass sie wie Kugeln aussehen. Außerdem ist Satin sehr glatt. Da können Ringe leicht runter flutschen. Weil das Brautpaar das ebenfalls bemerkt hat, werden die Ringe mittels zweier Schnüre am Kissen so festgezurrt, dass sie bestimmt nicht abrutschen können.

Eine meiner ersten Trauungen in Ebersburg. Die Zeremonie beginnt mit dem feierlichen Einzug des Brautpaars in die Kirche. Orgelbrausen, Blitzlichtgewitter. Vor dem Brautpaar schreitet, sich gelegentlich nach seiner Mama umblickend, ein kleines blondes Mädchen in einem rosa Rüschenkleidchen. Sie trägt das Ringkissen mit den beiden Ringen zum Altar. Streckt sich auf die Zehenspitzen, um an der Tischkante anzukommen. Und legt die Ringe dann feierlich vor das Kruzifix, bevor sie fröhlich davon springt und auf den Schoß ihrer Mama krabbelt.

Die Ringe liegen auf dem Altar und warten auf ihren Einsatz. Dabei hecken sie Böses aus.

Die Zeremonie nimmt ihren Lauf. Ich halte eine Ansprache über die Bedeutung der Ehe im Allgemeinen und über das Brautpaar im Besonderen, wobei ich kunstvoll Anekdoten aus dem Leben der beiden einbinde. Alle lauschen ergriffen.

Es folgt der eigentliche Akt der Trauung.

„Gebt einander die Ringe als Zeichen eurer Liebe und Treue!“, sage ich.

Braut und Bräutigam treten vor den Altar.

Das Ringträgermädchen springt von Mamas Schoß und saust ebenfalls nach vorne. Sie angelt mit gewichtiger Miene das Satinkissen mit den Ringen vom Altar und hält es der Braut hin.

Ich schwöre, wenn man ganz leise ist, kann man die Trauringe in diesem Moment bosaft kichern hören ...

Die Braut bemüht sich redlich und mit spitzen Fingernägeln den Knoten am Ringkissen zu lösen. Keine Chance. Der Bräutigam versucht zu helfen. Und zurrert den Knoten damit noch fester.

Die Trauzeugen eilen herbei.

Getuschel in den Bankreihen. Alle recken ihre Hälse, um nichts zu verpassen.

Geziehe und Gezerre vor dem Altar.

Da! Endlich! Jetzt kommt Bewegung in die Sache. Einer der Freunde des Bräutigams reicht dem Trauzeugen sein

Schweizer Taschenmesser. Der Trauzeuge durchtrennt mutig den Knoten. Leider ist er nicht schnell genug, um anschließend den Ring aufzufangen. Der entfaltet nun vollends seine böse Macht. Er flutscht über das glatte Satin und fällt zu Boden.

Es macht „Klinngggg!“

Und dann können wir alle zusehen, wie der Ring wie in Zeitlupe etwa anderthalb Meter weit über den Boden rollt und im Lüftungsschlitz vor der Altarstufe verschwindet.

Die nächste Viertelstunde verbrachten der Bräutigam und ich auf den Knien robbend und im Lüftungsschlitz nach dem Ring der Braut angelnd. Ohne Erfolg.

„Ein Ring sie zu knechten, sie alle zu finden, ins Dunkel zu treiben und ewig zu binden ...“, denke ich, während ich am Boden herum rutsche und versuche, irgendwie an das verflixte Ding heranzukommen.

Die halbwüchsigen Cousins des Bräutigams finden das sehr lustig und schießen viele Handyfotos, die man am nächsten Tag auf Facebook bestaunen kann.

Schlussendlich befreite die Berta uns aus unserer misslichen Lage, indem sie das Lüftungsgitter los schraubte und den Weg zum Ring freigab.

„Mama, ich muss Pipi!“



Kinder in Gottesdiensten, vor allem aber bei kirchlichen Hochzeiten, sind immer wieder herzerfrischend. Meistens versuche ich, sie irgendwie in die Zeremonie einzubinden. Kleinere Kinder dürfen das Ringkissen tragen oder Blumen streuen. Etwas größere Kinder dürfen die Kerzen am Altar anzünden oder auch mal die Glocken läuten. Teenager lasse ich manchmal ein Gebet vorlesen.

So ist gewährleistet, dass auch die Kinder am Geschehen beteiligt sind und sich nicht langweilen.

Manchmal hat das Brautpaar bei der kirchlichen Trauung schon eigene Kinder. Die kommen dann natürlich bei der Segnung des Brautpaars mit nach vorne, weil sie eben einfach dazugehören. So auch bei einer meiner Trauungen in Ebersburg. Das Paar war bereits seit fünf Jahren standesamtlich verheiratet. Auf Drängen der Oma sollte nun endlich die kirchliche Trauung nachgeholt werden, damit auch alles seine Richtigkeit hat. Das Brautpaar steht mit seinem dreijährigen Töchterchen vor dem Altar – ergriffene Stille.

„Gebt einander die Ringe als Zeichen eurer Liebe und Treue!“, sage ich.

Diesmal klappte alles mit dem Ringkissen.

„Anja, mit diesem Ring nehme ich dich zu meiner ...“

Da! Ein kleines Stimmchen. Zögernd, verhalten, fast nicht hörbar: „Mama!“

„.... rechtmäßigen Ehefrau. Ich will dich lieben und die Ehe mit dir ...“

„Mama!“, kam es nun schon etwas drängender. Die Braut versucht, sich auf die Zeremonie zu konzentrieren und streicht ihrem Kind beruhigend über den Kopf.

„.... nach Gottes Gebot und Verheißung führen, in guten und in bösen Tagen, bis dass der Tod uns scheidet. Dazu helfe mir Gott!“

Der Bräutigam hat seinen Part geschafft, atmet erleichtert durch und steckt seiner Anja den Ring an den Finger. Die Braut ist an der Reihe.

„Thomas, mit diesem Ring nehme ich dich zu meinem rechtmäßigen Ehemann.“

„Mamaaaa! Ich muss Pipi!“

„Ach Schatz, das geht jetzt nicht, warte doch noch ein ganz kleines bisschen!“

Sie wendet sich wieder an ihren Gatten.

„Ich will dich lieben und die Ehe mit dir nach Gottes Gebot und Verheißung ...“

„ICH MUSS ABER GANZ DRINGEND!“

Niemand reagiert adäquat.

„... führen in guten und in bösen Tagen, bis dass der Tod uns scheidet.“

Die Braut steckt dem Bräutigam den Ring an. Sie küssen sich. Applaus von den versammelten Gästen.

Und mitten in den Applaus hinein meldet sich wieder das Töchterchen zu Wort: „MAMA! Du stehst in einer Pipi-Pfütze!“

Karramba



Szenenwechsel. Wenige Wochen später. Dieselbe Kirche, derselbe Anlass. Die Trauung ist vorbei. Die Brautleute sind glücklich und zufrieden. Die Brautmutter hat sich 1000 mal bedankt. Die Stimmung ist heiter. Ich verabschiede mich, schlendere pfeifend zum kircheneigenen Parkplatz und besteige meinen VW. Immer noch vergnügt summend lasse ich den Motor an, die Sonne scheint, das Leben ist schön, ich werde nun meinen freien Nachmittag genießen.

Rückwärtsgang rein. Schwungvoll ausgeparkt.

RUMMS!

Ich steige aus und betrachte die Misere. Ein schicker silbergrauer BMW hatte quer auf der anderen Straßenseite geparkt. Die Beifahrttür zierte nun eine beträchtliche Delle. Gott, wie peinlich.

Hilft nichts. Das muss ich wohl den Leuten von der Hochzeit sagen. Ich notiere mir das Kennzeichen und gehe dann zurück vor die Kirchentür, wo die Hochzeitsgesellschaft gerade ihre Erinnerungsfotos schießt.

„Ähem! Entschuldigung ... wem gehört denn der silbergraue BMW mit dem amtlichen Kennzeichen ...?“, frage ich betreten.

Der Brautvater eilt beflissen herbei. „Ja, das ist meiner! Steht er wohl im Weg?“

„Ähm ja, er stand schon etwas im Weg ... ähm ... also...“

Die Brautmutter eilt ebenfalls herbei. „Herrmann, was ist denn?“

Herrmann hat die Farbe gewechselt und ist kreideweiß geworden. Er schnappt nach Luft wie ein Karpfen auf dem Trockenen.

Ich wende mich die Brautmutter.

„Frau Klöbener, tut mir furchtbar leid, ich bin ihrem Mann ins Auto gefahren.“

Die Brautmutter braucht nur wenige Sekunden um die Fassung wiederzugewinnen (im Gegensatz zu ihrem Gatten, der immer noch nach Luft schnappt).

„Ach, Frau Müller, machen Sie sich mal keine Vorwürfe, der stand auch wirklich blöd da! Ein schöner Gottesdienst war es doch, gell Herrmann? Herrmann?! Reg dich doch nicht so auf! Die Versicherung macht das schon! Herrmann?!“

Es wurde alles gut. Meine Haftpflichtversicherung sprang natürlich ein. Herr Klöbener bekam eine neue Autotür. Und auch ich habe an die Trauung ein bleibendes Andenken: Einen deutlich gestiegenen Versicherungsbeitrag bei der Kfz-Haftpflicht.

Flattre, kleine Friedenstaube



Obwohl die Laurentiuskirche in Ebersburg wirklich sehr hübsch ist, kann es manchen Brautpaaren nie pompos genug sein und dann halte ich meine Trauungen eben an einer anderen, meist von der Braut gewünschten Location.

Zum Beispiel in der nahegelegenen spätbarocken Schlosskirche der Freiherren von und zu Hahnenfels. Alles hier ist sehr gediegen, alles sehr edel, so nach dem Motto: Nicht kleckern, sondern klotzen. Die Kirche gleicht dem Anlass entsprechend einem Blumenmeer. Die Braut trägt die längste Schlepppe, die ich je gesehen habe. Mal abgesehen von den Fernsehübertragungen der Hochzeiten des englischen Königshauses. Die Putten über dem Altar strahlen mit der herausgeputzten Hochzeitsgesellschaft um die Wette.

Normalerweise leite ich ja die Trauzeremonie.

Diesmal war es eine jener Feierlichkeiten, bei denen ich mich eher als Statistin mit kleiner Sprechrolle gefühlt habe. Die Brautleute wären sicher auch mit einem Schauspieler vom nahegelegenen Coburger Landestheater zufrieden gewesen.

Um ehrlich zu sein: Diesmal war ich froh, als es vorbei war.

Die Gesellschaft versammelte sich zum Fotoshooting vor der Tür. Wenn niemand ausdrücklich sagt, dass ich mit aufs Bild soll, ist das der Zeitpunkt, zu dem ich mich unauffällig verdrücke. So auch diesmal. Dann allerdings bot sich mir doch noch ein unverhofftes Schauspiel, an das ich mich gern erinnere.

Alles lächelt in die Kamera. Der Fotograf ist bereit.

Der Trauzeuge betritt die Kirchentreppe. Was hat er in den Händen? Ein lebendiges weißes Taubenpaar. Diese

Vögel drückt er nun extra für's Foto der Braut und dem Bräutigam in die Hand, die beide nicht gerade begeistert reagieren, sich aber in ihr Schicksal fügen.

Weil weiße Tauben bei einer Hochzeit ja so romantisch sind. Daraufhin setzt ein Blitzlichtgewitter ein. Der Trauzeuge sagt etwas zu den Brautleuten. Diese werfen die Vögel in den strahlend blauen Himmel.

Der Bräutigam greift in die Hosentasche, befördert ein Taschentuch heraus und wischt sich mit angewiderter Miene die Hände ab.

Die Braut schaut den Tauben nach.

Taube Nummer eins verhält sich nach Vorschrift und fliegt brav davon. Taube Nummer zwei hingegen flattert desorientiert und panisch einmal im Kreis und kackt ausgerechnet dem Trauzeugen auf den Kopf.

Sehr vergnügt trete ich die Heimfahrt an.

„Ich will nur Ja sagen!“ - Das Traugespräch



Natürlich führe ich auch vor jeder Trauung ein Vorgespräch mit den Brautleuten. Das nun folgende ist zwar rekonstruiert. Aber ich versichere Ihnen, in neunzig Prozent aller Fälle läuft es haargenau so ab.

Ich kingle an der Türe. Es öffnet die Braut – immer ist es die Braut. Nie der Bräutigam. Wir betreten nach kurzem Geplänkel das Wohnzimmer. Der Bräutigam lümmelt im Jogginganzug auf der Couch und guckt die Sportschau.

Die Braut bietet mir Kaffee an. Die Braut und ich setzen uns an den Esstisch.

Ich: „Also, ich wäre dann jetzt so weit.“

Braut, leicht gereizt in Richtung Sofa: „Schatz, jetzt mach doch bitte mal den Fernseher aus. Das wird doch eh alles noch mal wiederholt!“

Der Bräutigam schaltet etwas missmutig den Fernseher aus und setzt sich zu uns.

Ich eröffne das Gespräch: „Ja, also, es freut mich, dass wir am Samstag in zwei Wochen Ihre kirchliche Trauung feiern können. In unserem Gespräch heute klären wir alle wichtigen Fragen. Und wenn dann noch was offen sein sollte, können wir telefonieren oder uns noch mal zusammensetzen.“

Beide nicken.

Ich, mit Blick in die lutherische Trauagende, damit ich auch ja nichts vergesse: „Also, gehen wir doch erst mal den Ablauf der Trauung durch. Dann wissen Sie ungefähr, was Sie erwartet und kennen den Rahmen. Und wenn der Ablauf klar ist, besprechen wir, was ich in der Predigt sagen kann. Okay?“

Sie nicken und stecken interessiert ihre Köpfe in meine Agenda.

Ich erkläre: „Am Anfang jedes Traugottesdienstes kommt ja der so genannte Einzug. Der hat traditionell folgende Ordnung: Ich als Pfarrerin gehe vorneweg. Dann kommen Braut und Bräutigam. Dann die Trauzeugen. Falls es einen kleinen Jungen oder ein kleines Mädchen gibt, das den Ringträger machen will, dann geh natürlich nicht ich vorne, sondern das Kind.“

Die Braut ist irritiert. „Also, wir hatten uns das eigentlich anders gedacht. Ich wollte mit meinem Papa zusammen gehen und er übergibt mich dann an den Tom!“

Ich seufze. „Ich nehme an, das haben Sie neulich im Fernsehen gesehen. Bei Kate und Harry in London.“

„Ja, wieso?“

„Kate und Harry sind Anglikaner. Das ist so ähnlich wie katholisch, nur ohne Papst und auf englisch. Bei uns Lutheranern ziehen Braut und Bräutigam gemeinsam in die Kirche ein. Weil sie nämlich von heute an ihren

Lebensweg gemeinsam gehen werden. Beim Einzug machen sie, symbolisch gesprochen, ihre ersten gemeinsamen Schritte in einen neuen Lebensabschnitt.“

„Aber ich finde das viel schöner, wenn mich mein Papa in die Kirche führt! Und wenn er mich dann an Tom übergibt. Tom, sag du doch mal was!“

Der Bräutigam etwas ungnädig: „Also mir ist das ja egal ...“

Dem Bräutigam ist es nämlich meistens egal, wie der Gottesdienst abläuft, Hauptsache seine Zukünftige ist zufrieden und er muss möglichst wenig sagen. Entsprechend sind in den meisten Traugesprächen auch die Redeanteile verteilt. Das Gespräch führe ich meist mit der Braut. Der Bräutigam grunzt ab und zu eine Zustimmung.

Ich versuche, der Braut mein Anliegen zu erklären.

„Liebe Anne, ich hoffe ich darf Sie so nennen. Überlegen Sie mal. Haben Sie denn eine ungefähre Ahnung, warum in England und Amerika der Vater die Braut führt und sie dann an den Bräutigam übergibt?“

„Weil es schön ist!“, erwidert etwas trotzig die Braut.

„Nein! Nicht weil es schön ist. Sondern weil nach Jahrhunderte altem Recht die Frau dem Mann untergeordnet ist. Eine Frau braucht einen Vormund. Einen Mann, der ihr sagt, wo es lang geht. Vor der Hochzeit war das der Vater. Deshalb führt er die Braut in die Kirche. Und nach der Hochzeit ist es dann ihr Mann, deshalb führt er sie nach der Hochzeit hinaus. Ganz bös könnte man auch einfach sagen: Die Frau wechselt bei der Zeremonie den Besitzer. Sie geht vom Eigentum des Vaters in das Eigentum des Bräutigams über. Fühlen Sie sich so? Als Eigentum Ihres Vaters?“

„So mein ich das ja nicht. Ich finde es einfach schön ...“

Der Bräutigam ist schon leicht genervt: „Also mir ist das egal!“

Argumente helfen nicht. Am Ende läuft es doch darauf hinaus, dass der stolze Papa seine Tochter in die Kirche

führt und an den Bräutigam übergibt. Alice Schwarzer würde sie im Grabe umdrehen, wenn sie schon drin läge.

Nachdem die Frage des Einzugs dann geklärt ist, geht es weiter. Wir kommen zum eigentlichen Höhepunkt der Trauzeremonie.

Ich erkläre die Alternativen.

„Wie Sie wissen ist eine kirchliche Trauung ja mit dem gegenseitigen Treueversprechen verbunden. Da gibt es mehrere Möglichkeiten. Ich finde es zum Beispiel immer sehr schön, wenn die Brautleute sich selber überlegen, was sie einander für ihr gemeinsames Leben versprechen und sich das dann im Gottesdienst gegenseitig sagen. Das können ganz individuelle Formulierungen sein, die eben nur zu Ihnen beiden passen.“

Der Bräutigam erbleicht.

Die Braut ist jetzt ganz begeistert: „Das finde ich wirklich sehr schön! Neulich bei der Hochzeit von der Anette war das so. Da haben sie sich gegenseitig ein Gedicht mit Versprechen vorgelesen. So was könnten wir doch auch machen! Oder Tom? Wir können uns das doch zusammen überlegen.“

Ich beruhige den Bräutigam: „Sie müssen das ja auch nicht auswendig sagen. Man ist ja in dem Moment meistens etwas aufgeregt. Aber wenn Sie einen kleinen Zettel dabei haben, auf dem das Versprechen steht, dann können Sie es einander vorlesen.“

Der Bräutigam, sich aus seiner Schockstarre lösend: „Gibt es da nicht eine andere Möglichkeit? Mein Bruder musste nur sagen: Ja, mit Gottes Hilfe.“

Die Braut schmollt.

Ich sage: „Ja, das ist die zweite Möglichkeit.“

„Och Tom ... das andere war viel schöner ...!“

Der Bräutigam weiß nun plötzlich ganz genau was er will.

„Nein, ich will nichts vorlesen! Ich will nur Ja sagen!“

Ich, zur Braut, um die Sache etwas aufzulockern: „Haben Sie das gehört? Er sagt, er will nur Ja sagen. Erinnern

Sie ihn beizeiten daran.“

„Na gut, dann sagen wir halt nur ja.“

„Ja, mit Gottes Hilfe!“, erinnere ich sie.

Die Braut wenig überzeugt: „Jaaa, okay. Ich fand das andere aber trotzdem schöner.“

Nun kommen wir zum Inhalt der Predigt.

„Erzählen Sie doch mal, wie Sie sich kennengelernt haben!“

Sie erzählen und ich mache Notizen über die ersten Begegnungen: Kennengelernt haben sie sich auf Facebook, dann folgten die ersten Telefonate, sie gingen miteinander aus, lernten einander kennen und lieben ... und nun, nach zwei Jahren und reiflicher Überlegung ist es so weit: Keiner kann und will mehr ohne den anderen.

Sie werfen einander verliebte Blicke zu.

Das Gespräch geht in die letzte Runde.

„Tom, Sie haben sich für Anne entschieden, weil sie für Sie die Frau Ihres Lebens ist. Was mögen und lieben Sie denn besonders an ihr?“

Der Bräutigam ringt nach Atem und Worten. Dann endlich bricht es aus ihm hervor: „ALLES!“

„Sie lieben alles an Ihrer Frau?“

„Ja!“

„Was denn besonders?“

„Ich weiß nicht ... alles halt!“

„Und Sie, Anne, was schätzen Sie denn besonders an Ihrem Tom?“

Anne zögert ein bisschen, hält dann aber, wenn auch stockend, ein rührendes Plädoyer auf den besten aller Ehemänner. So klug, zuverlässig, lieb und fleißig ist er, und so gut sieht er aus ...

Tom windet sich verlegen. Aber dann nimmt er sich Gott sei Dank ein Beispiel an seiner Frau und auf einmal gerät auch er ins Schwärmen: Wie nett, hübsch, klug und fürsorglich doch seine Anne ist. Und dass er ohne sie nicht mehr leben könnte. Und dass er wirklich alles tun wird, um sie glücklich zu machen.

Anne strahlt.

Ich bin zufrieden. Das ist der Stoff, aus dem gute Predigten gemacht werden.

Wir trinken noch einen Kaffee miteinander. Ich gebe ihnen meine Karte und wenn im Vorfeld noch Fragen auftauchen, melden sie sich.

Terminkalender aus der Hölle



Jeder Pfarrer, jede Pfarrerin führt einen Terminkalender. Ohne geht es gar nicht. Der Pfarreralltag ist ja ein Konglomerat aus Unterricht, Beerdigungen, Sitzungen, Besuchen und vielem mehr. Kein Mensch kann sich derart unregelmäßige Tagesabläufe merken.

Termine können sich aber sehr schnell ändern.

Entsprechend sieht mein Terminkalender auch aus.

Zunächst einmal wird alles ganz ordentlich mit Bleistift eingetragen, damit man es zur Not raus radieren kann.

Ein Taufgespräch verschiebt sich. Kein Problem. Man radiert und ändert.

Das Brautpaar ruft an. Der Bräutigam hat Schicht. Sie können erst zwei Stunden später. Man hat gerade keinen Radiergummi zur Hand, sondern nur einen roten Kuli, also wird mit rot durchgestrichen und neu notiert.

Beim dritten sich ändernden Termin kommt ein lila Wachsmalstift zum Einsatz, weil man im Konfirmandenunterricht sitzt, als das Handy klingelt und Herr Klaftertief einen Sterbefall meldet. Die Konfis gestalten Bilder zum Leben Jesu. Ich angele mir die nächste verfügbare Kreide.

Am folgenden Tag beginnt beim Blick in den Kalender ein heiteres Rätselraten. Der fette lila Wachsmalstift ist

über den Zeitraum von zwei Stunden verschmiert. Ist das Trauergespräch jetzt um 14 Uhr oder um 16 Uhr?

Um 11 Uhr steht mit Grün „Müller-Lüdenscheidt“. War das jetzt die Trauung oder die Taufe?

Um 9 Uhr steht Schule. An einem Dienstag. Seltsam.

So beschert mir mein Terminkalender regelmäßig Momente, die meinen sonst auch so langweiligen Pfarreralltag würzen und versüßen:

Ich sitze in der Badewanne. Das Telefon klingelt. Der Anrufbeantworter springt an. Ich höre die Stimme meines Kollegen Franz: „Ja, hallo, ich bin's. Also wir vom Kirchenvorstand wären alle soweit. Wir würden ja auch ohne dich anfangen, aber du hast das Protokoll der letzten Sitzung. Ich hoffe, du kommst bald.“

Montagmorgen, im Lehrerzimmer:

„Frau Müller, Gott sei Dank, dass Sie da sind, wir dachten schon, Ihnen wäre was passiert, weil Sie doch sonst immer so zuverlässig sind.“

„Äh ... bitte?“

„Gestern Nachmittag war doch Einführungsgottesdienst für die neuen Erstklässler. Wir haben versucht Sie zu erreichen, aber es ging keiner ran.“ Kein Wunder, da war ich bei meiner Freundin in Nürnberg. Den Termin für den Schulgottesdienst habe ich für nächste Woche im Kalender stehen. In Grün.

Ein kalter Dezembernachmittag. Dichtes Schneetreiben. Auf einer Waldlichtung in der Nähe von Kleinkleckershausen steht einsam und verlassen eine Frau in einer blauen Daunenjacke. In den klammen Händen hält sie einen Stab, auf dessen Spitze ein goldener Stern montiert ist. Nein, der Gottesdienst zur Waldweihnacht ist erst kommende Woche. Aber die Uhrzeit stimmt.

Der peinlichste Tag meines Lebens



Besonders peinlich ist es natürlich, wenn man aufgrund dieses Chaos im Kalender etwas komplett durcheinander bringt. Eines Tages rief eine Frau Eichner bei mir an. Sie und ihr Mann feiern am soundsovielten ihre Goldene Hochzeit. Sie sind Gott sehr, sehr dankbar, dass sie auch nach so langen Jahren immer noch glücklich verheiratet und gesund sind und möchten das gern in einem kleinen Extrагottesdienst feiern, natürlich gegen eine Spende von 200 Euro, schließlich verdanken sie ja auch der Kirchengemeinde sehr viel. Ich freue mich, das sind die Gottesdienste, die ich wirklich liebe. Wir vereinbaren ein Vorbereitungsgespräch und ich trage den Namen „Eichner“ und die Adresse des Paars in meinen Kalender ein. Der Termin ist in ungefähr zwei Wochen.

Etwa anderthalb Wochen später klingelte das Telefon erneut. Es ist Herr Klaftertief. Er meldet mir einen Sterbefall. Verstorben ist ein gewisser Herr Eichner, wohnhaft in der Soundso-Straße Nr. 54. Auch der Termin für die Beerdigung steht schon fest. Ich notierte mir Namen und Adresse der Witwe auf einen Zettel, weil ich meinen Kalender gerade nicht zur Hand habe.

Zu Hause angekommen, legte ich den Zettel auf meinen Schreibtisch und nahm mir vor, den Termin nachher sofort in meinen Kalender zu übertragen, aber in zwanzig Minuten ist Konfiunterricht, ich sterbe vor Hunger und muss mir jetzt erst mal schnell ein Brot machen, damit ich die neunzig Minuten mit der diesmal ziemlich lebhaften Gruppe überstehe.

Die Konfirmanden hatten an diesem Nachmittag das Projekt „Wir bringen Frau Müller zur Weißglut“ auf ihrer Agenda. Völlig genervt kam ich nach Hause, warf eine

Kopfschmerztablette ein und setzte mich an die Vorbereitung meiner Andacht für die Kirchenvorstandssitzung am Abend.

Nach dem Kirchenvorstand kam ich gegen 22.30 Uhr nach Hause und kippte ins Bett.

Am nächsten Tag erwachte ich mit immer noch dröhnen dem Schädel und schlurfte zum Schreibtisch wo ich einen Zettel fand, auf dem stand: Eichner, Soundso-Straße Nr. 54, Telefon 56839, Beerdigung am Soundsovielen. Okay. Das trug ich natürlich sofort in meinen Terminkalender ein. Ach ja, und ein Trauergespräch brauche ich noch.

Ich wählte die angegebene Nummer, kondolierte der Witwe, und wir machten einen Termin für das Gespräch aus. Diesen Termin notierte im Eifer des Gefechts wieder auf den Zettel und nicht gleich in meinen Kalender.

Beim Abgleich mit dem Kalender stieß ich dann zu genau dem auf dem Zettel notierten Datum, aber zwei Stunden später auf den Namen „Eichner“.

Grübel. Sehr seltsam. Der Name stimmt. Die Adresse ist aber eine andere. Ach ja, das war doch das mit der Goldenen Hochzeit. Okay, dann passt es ja, zwei Stunden Abstand zwischen den Terminen, das haut schon in.

Einige Tage später klingelte ich, in eine nette orangefarbene Bluse und einen bunten Rock gekleidet, ein Glückwunsch-Präsent unterm Arm, beim Ehepaar Eichner.

Es öffnete eine schwarz gekleidete, verhärmte dreinblickende Dame mit tiefen Augenringen.

Ich gratulierte ihr überschwänglich zu ihrem Ehejubiläum am kommenden Sonntag.

Wenn Pfarrern der Kragen platzt



Auf manche Dinge kann man sich in Ebersburg einfach verlassen. Die stehen so fest die Pyramide von Gizeh. Niemand wird sie je ändern. Selbst wenn die Welt untergeht und klimrende Objekte vom Planeten Nibiru mit tentakelbewehrten Außerirdischen an Bord die Erde in Schutt und Asche legen:

Der Ebersburger kehrt seine Straße.

Die Welt endet am Ortsschild.

Und der Pfarrer hat zum Geburtstag zu erscheinen.

Nun hat auch die schier grenzenlose Geduld und Menschenliebe einer Pfarrerin irgendwann ihr Ende erreicht. Und dann wird kein Besuch gemacht, auch wenn dadurch die Ordnung der Welt ins Wanken gerät.

Einer dieser Tage war der mit den vier Stunden Religionsunterricht am Vormittag und den drei Beerdigungen am Nachmittag. An solchen Tagen braucht man nichts mehr. Außer einer Flasche Rotwein am Abend.

Tags drauf wollte ich den Geburtstagsbesuch nachholen.

Ich klingle.

Die Jubilarin öffnet.

„Ach da schau her, die Frau Pfarrer kommt auch. Ich habe Sie fei gestern erwartet.“

„Da hatte ich am Nachmittag drei Beerdigungen, wie Ihnen nicht entgangen sein dürfte, da Sie ja direkt neben dem Friedhof wohnen und es andauernd bimmeln gehört haben.“

„Dann hätten Sie halt am Vormittag mal vorbei geschaut.“

„Da hatte ich vier Stunden Unterricht.“

„Dann wären Sie halt zwischen Unterricht und Beerdigungen gekommen.“

„Nein. Weil ich nach dem Unterricht noch die dritte Beerdigung fertig machen musste.“

„Dann wären Sie halt zwischen der ersten und der zweiten Beerdigung ...“

„NEIN. Ich bin nicht gekommen und ich hatte meine Gründe dafür. Die können Sie akzeptieren oder nicht. Hier ist Ihre Karte. Auf Wiedersehen.“

Wutschnaubend erzählte ich Franz von der Begebenheit.

„Ja“, meinte der, „so was geht einfach nicht in deren Köpfe. Ich versuche das ja nun schon seit sieben Jahren. Da kannst du machen was du willst, die kapieren es einfach nicht. Ich mache inzwischen nur noch Besuche am Tag nach dem Geburtstag. Da keifen sie zwar auch, aber sollen sie, mir ist das inzwischen egal.“

„Ich finde diese ganze Besucherei eh komplett überflüssig. Außer bei Leuten, die wirklich alt oder krank sind oder keine Familie haben.“

„Naja, wir brauchen halt die Kohle.“

„Mal ehrlich. Hast du diesen Beruf ergriffen, um den Geldeintreiber für die Kirchengemeinde zu spielen? Was bitte bringt es, jeden Tag an irgendwelchen Kaffeetafeln zu hocken und Käsekuchen in sich hinein zu stopfen? Und immer dieselben Themen: Das Wetter, die Gesundheit, die Rechtfertigungen, warum sie nicht öfter in die Kirche gehen. Ich kann es nicht mehr hören. Was man alles Sinnvolles in dieser Zeit anfangen könnte! Oder von mir aus auch nicht Sinnvolles. Auch Freizeit wäre ja durchaus mal eine Alternative.“

„Hab ich dir das mit meinem freien Tag schon erzählt?“

„Nein, was?“

„Also, bis vor einiger Zeit bin ich ja auch noch nahezu sklavisch immer direkt am Geburtstag zu den Leuten gegangen. Aber dann hab ich irgendwann gedacht: Sehe ich nicht ein. Andauernd zerlegt es mir dadurch meinen freien Montag. Also ging ich zum ersten mal nachträglich

an einem Dienstag zu einem Geburtstagsbesuch. Weißt du, was die Frau gesagt hat?“

„Nein, was?“

„Herr Pfarrer, warum sind Sie nicht gestern gekommen? Ich weiß ja, dass Sie da Ihren freien Tag haben, da hätten Sie ja Zeit gehabt! Ich habe extra einen Umschlag mit fünfzig Euro bereit gelegt, aber weil Sie heute erst kommen, gibt es nur zwanzig!“

„So eine Unverschämtheit!“

Franz grinste.

„Und weißt du, was ich geantwortet habe?“

„Was?“

„Ich habe geantwortet: Warum sind Sie denn vorgestern nicht in den Gottesdienst gekommen? Ich weiß doch, dass Sie am Sonntag Ihren freien Tag haben. Ich habe extra zehn Minuten die Glocken für Sie geläutet!“

„Nein!“

„Doch. Seitdem ist Ruhe.“

EXKURS 1: Was ich gern auf blöde Sprüche antworten würde, mich dann aber doch nicht zu sagen traue



Jeder Pfarrer, jede Pfarrerin kennt sie und kann sie im Schlaf herunter beten. Die Sätze, die Menschen äußern, wenn sie, von der Gegenwart eines kirchlichen Würdenträgers verunsichert, entweder besonders cool oder besonders intelligent herüber kommen wollen.

„Sie haben doch so einen guten Draht nach oben. Beten Sie doch mal für gutes Wetter bei der WM/EM/dem Gemeindefest/dem Grillabend/...“

„Tut mir Leid, Regentanz und Wetterzauber kam im Predigerseminar nicht dran. Wenden Sie sich an einen Meteorologen Ihres Vertrauens.“

„Ich halte nichts von der Kirche. Ich finde Gott im Wald.“
„Dann lassen Sie sich doch vom Oberförster beerdigen.“

„Ach Sie sind Pfarrerin? Katholisch oder evangelisch?“
„Satanistisch.“

„Wie, Sie haben heute keine Zeit? Sie arbeiten doch nur sonntags!“

Darauf würde ich am liebsten gar nichts mehr antworten, sondern dem Witzbold wortlos die Kirchen- und Schulschlüssel überreichen. Dann gebe ich dem örtlichen Bestatter seine Telefonnummer. Die spreche ich natürlich auch auf meinen Anrufbeantworter: „Hallo, hier ist Pfarrerin Müller. Ich bin die kommenden vier Wochen leider nicht erreichbar. In dringenden seelsorgerlichen Fällen wenden Sie sich bitte an ...“

Und dann setze ich mich ins Auto und fahre nach Italien.

„Die Kirche ist ja so reich! Die haben Millionen.“
„Echt?! Toll! Da muss ich gleich mal suchen gehen. Wenn ich eine finde, kaufe ich mir eine Waschmaschine. Und für den Rest ein neues Kirchendach.“

„Also die Bibel wurde ja gefälscht. Das kam neulich auf RTL. Da stecken die Freimauer/ der Vatikan/ die Amerikaner dahinter.“

„Da sagen Sie mir nichts Neues. Wir von der Schwarzen Bruderschaft der Lichtvollen Erkenntnis wissen das schon lange. Doch die Zeit des erwählten Großmeisters vom Heiligen Stuhl ist noch nicht gekommen, daher halten wir dieses Wissen geheim bis zum Anbruch des kristallreinen Zeitalters.“

EXKURS 2: „Sagen Sie das bloß nicht!“ - Wie man Pfarrer in den Wahnsinn treibt



Dem Abfassen jeder Trauerrede oder Bestattungsrede geht ein Gespräch des Pfarrers mit den Angehörigen voraus. Meist weiß ich nach etwa einer Stunde ungefähr, was ich in der Ansprache über den Verstorbenen sagen kann.

Es gibt jedoch eine Killerphrase, die das verhindert.

Und die lautet: „Aber sagen Sie das ja nicht!“

Wahlweise: „Normal halt!“

Das nun folgende Trauergespräch führte ich gegen Ende meiner Amtszeit in Ebersburg. Ich schwöre, es lief fast wörtlich haargenau so.

„Ja, liebe Frau x, schade, dass wir uns zu einem so traurigen Anlass kennenlernen. Übermorgen müssen wir leider Ihren Mann beerdigen. Diesen Abschied sollten wir so würdig und persönlich wie möglich gestalten, dazu ist es wichtig, dass Sie mir ein bisschen von Ihrem Mann erzählen. Wo ist der denn aufgewachsen, was wissen Sie von seinen Eltern, seinen Geschwistern?“

„Ja, also, geboren wurde er mitten im Krieg und seine Eltern hießen Anna und Max. Er hatte drei Brüder. Zwei sind schon gestorben, aber das müssen Sie nicht sagen.“

„Ah ja, aber der dritte Bruder lebt noch. Wird er kommen?“

„Nein, da war kein Kontakt mehr, aber sagen Sie das nicht.“

„Okay, dann sage ich, er ist mit drei Brüdern aufgewachsen, sonst nichts weiter dazu. Wann haben Sie sich denn kennengelernt?“

„Das war 1950 beim Faschingsball, aber erwähnen Sie das nicht. Fasching ist zu lustig für eine Beerdigung.“

„Okay. Sie haben Kinder?“

„Ja, drei. Aber erwähnen Sie nicht die mittlere Schwester, die wird eh nicht kommen.“

„Ah. Gab es da Konflikte?“

„Erwähnen Sie sie einfach nicht.“

„Das finde ich heikel. Ich sage einfach, aus der Ehe gingen drei Kinder hervor.“

„Das können Sie machen.“

„Gut. Wo hat Ihr Mann denn gearbeitet?“

„Bei der Schreinerei soundso, aber sagen Sie nichts von der Schreinerei.“

„Wieso, hat er da nicht gern gearbeitet?“

„Doch. Aber das müssen Sie nicht sagen.“

„Hatte Ihr Mann Hobbys?“

„Er spielte Akkordeon. Aber das müssen Sie nicht sagen.“

„Oh. Spielte er so schlecht?“

„Wie kommen Sie denn darauf?“

„Sie waren ja über 50 Jahre verheiratet, das ist eine lange Zeit. Ich nehme an, es war eine gute Ehe?“

„Naja, gut ... normal halt.“

„Sie meinen, ohne Höhen und Tiefen?“

„Ach langweilig war es auch nicht, normal halt.“

„Ähm. Ja. Woran denken Sie denn besonders gern, wenn Sie auf Ihre gemeinsame Zeit zurückschauen?“

„Wir haben immer zusammen Pilze gesammelt. Aber das müssen Sie nicht sagen.“

„Und darf ich fragen, woran Ihr Mann denn gestorben ist?“

„Er ist einfach eingeschlafen. Aber das müssen Sie nicht sagen.“

„Ähm ... entschuldigen Sie, was soll ich denn eigentlich sagen?“

„Ach, Frau Pfarrer, Sie machen das immer so schön. Da fällt Ihnen schon was ein.“

„Ja ... dann ... danke für das Gespräch. Bis übermorgen.“

Ebersburg – eine Hassliebe



Nach zwei Jahren verband mich mit der Kirchengemeinde Ebersburg und auch mit meinem Kollegen Franz eine Art Hassliebe. Ich habe wunderbare Originale kennenzulernen dürfen. Hatte aber auch mit so mancher verbohrten Kleingeistigkeit zu kämpfen. So bin ich dann genau die zwei Jahre geblieben, die ein Pfarrer auf seiner ersten Stelle bleiben muss. Dann wurde ich „verbeamtet“. Ab diesem Zeitpunkt kann man sich als Pfarrerin auf eine Stelle bewerben, man wird nicht mehr irgendwo hin geschickt.

Mir war klar: Ich brauche etwas anderes. Vor allem brauche ich endlich wieder Stadtluft. Die Möglichkeit, auch meine Hobbys mal wieder zu pflegen. Abends ohne längere Anfahrt ins Kino oder ins Theater gehen. Mich frei bewegen können, ohne dass mich jeder und jede sofort erkennt. Und vor allem sehnte ich mich nach einer Kirchengemeinde, der es wirklich um einen lebendigen Glauben und um Inhalte geht, wo ich als Theologin gefragt bin und nicht in erster Linie als Aushängeschild bei Geburtstagsbesuchen und Gesprächsthema für Dorfklatsch.

Also begann ich, die Stellenausschreibungen in den Amtsblättern der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern zu wälzen.

Bergen in Unterfranken



Relativ rasch wurde ich fündig. Die Kirchengemeinde St. Salvator in Bergen in Unterfranken suchte einen Pfarrer, eine Pfarrerin oder ein Pfarrersehepaar, der/die/das sich die Gemeindeleitung in einem Neubaugebiet mit einigen sozialen Schwierigkeiten zutraut. Die Gemeinde ist fromm, das ging aus der Ausschreibung deutlich hervor. Sie versteht sich von als von Jesus beauftragt und inspiriert, das Wort Gottes auch unter sozial spannungsreichen Umständen an den Mann und an die Frau zu bringen. Das Beste: Bergen ist zwar keine Großstadt, aber immerhin eine Stadt mit ungefähr 60.000 Einwohnern. An München reicht das zwar nicht heran, aber es ist doch schon eine ganze Nummer größer als Ebersburg mit seinen gerade mal 3500 Einwohnern. Ein wenig städtische Anonymität und eine Gemeinde, die wirklich etwas will. Das klingt gut, dachte ich, und bewarb mich auf die Stelle.

Abschied von Ebersburg



Der Abschied von Ebersburg fiel unerwartet herzlich aus, was mich sehr gefreut hat. Unvergessen der Ausspruch von Herrn Klaftertief, als ich im Kirchenvorstand offenbarte, dass ich nun die Stelle wechseln würde.

Zuerst betroffenes Schweigen.

Dann Herr Klaftertief mit dem Kommentar:

„Jetzt, wo wir Sie fertig gemacht haben, wollen Sie gehen?“

„Wie, fertig gemacht?!"

„Na, fertig gemacht! Wir haben Ihnen doch den letzten Schliff verpasst! Und jetzt hätten wir es noch so schön miteinander haben können! Und nun wollen Sie gehen?!"

Er verstand die Welt nicht mehr. Aber um ehrlich zu sein, irgendwie hat mir diese Reaktion auch gut getan. Andere schlossen sich dieser Einschätzung an. Die Ebersburger waren sich einig: „So ganz einfach war das zwar nicht mit der Frau Müller, aber irgendwie haben wir dann ja doch zusammengefunden!“

Bei meinem Abschiedsgottesdienst war die Laurentiuskirche rappelvoll. Voller als bei meinem Einführungsgottesdienst. Und das ist immer ein gutes Zeichen.

Teil IV

Spätaussiedler, Jugend und tiefe Ernüchterung

Ein hoffnungsvoller Beginn



Mit neuem Idealismus und dem Gefühl nun endlich die Gemeinde gefunden zu haben, in der ich mindestens die nächsten fünfzehn Jahre verbringen will, startete ich in Bergen voll durch. Die Stadt gefiel mir auf Anhieb sehr gut. Nicht riesig, aber kulturell ist einiges geboten. Die Menschen sind zum Großteil offen und zugänglich. Und ich hatte eben, so dachte ich, das Glück, in einer wirklich „gläubigen“ Gemeinde gelandet zu sein. Das war es doch, was ich schon immer wollte. Also stürzte ich mich mit Eifer auf meine neue Arbeit.

Russlanddeutsche



Die St. Salvator Gemeinde in Bergen steht inmitten eines Stadtviertels mit sehr vielen Wohnblocks und Hochhäusern. Die meisten Einwohner arbeiten für die ortsansässige Kugellagerindustrie im Schichtdienst. Reiche

Menschen gibt es wenige in meiner neuen Gemeinde. Dafür aber sehr, sehr viele Russlanddeutsche.

Russlanddeutsche nennt man die Nachfahren der Deutschen, die vor etwa 200 Jahren auf den Ruf der damaligen Zaren hin meist aus dem Schwäbischen nach Russland ausgewandert sind, um sich dort als Handwerker zu verdingen oder als Landwirte bislang unbesiedeltes Gebiet zu erschließen. Zum Lohn dafür erhielten sie ein Bleiberecht, für jede Familie eine gewisse Fläche an Grundbesitz und durften innerhalb Russlands ihr eigenes Gemeinwesen aufbauen: Dörfer mit deutschen Namen, deutschsprachige Schulen, eigene Kirchen und dergleichen mehr. Innerhalb des zaristischen Russlands waren sie eine angesehene und aufgrund ihrer Arbeitsmoral hoch geschätzte Bevölkerungsgruppe.

Das Elend dieser Menschen begann, als Hitler die Sowjetunion überfiel. Denn ab diesem Moment waren sie eben nicht mehr die geschätzten Mitbürger, sondern wurden für die Verbrechen der Nazis in Sippenhaft genommen. Dörfer wurden dem Erdboden gleichgemacht und tausende Männer, Frauen und Kinder nach Sibirien oder Kasachstan deportiert. Männer und Frauen wurden in Arbeitslager gesteckt.

Ein alter russlanddeutscher Mann erzählte mir, dass er Zwangsarbeit in einem Salzbergwerk leisten musste.

„Wir hatten solchen Hunger, dass wir das Salz von den Höhlenwänden geleckt haben.“ Er selbst hatte Glück. Sein Bruder hat nicht überlebt.

Eine alte russlanddeutsche Frau erzählte, wie ihre russischen Mitschüler, mit denen sie sich eigentlich immer gut verstanden hatte, sie auf einmal als „Nazi“ beschimpften und ihr ein Hakenkreuz auf den Schulranzen schmierten.

Nach dem Krieg wurde es zwar etwas besser. Aber die Russlanddeutschen durften während der Sowjetzeit weder Deutsch sprechen, noch ihren evangelischen Glauben leben. Im Vielvölkerstaat Sowjetunion hatte jeder ei-

nen Pass, in dem neben seiner Zugehörigkeit zur UdSSR auch vermerkt war, welcher Bevölkerungsgruppe man angehört. Wenn im Pass der Vermerk „deutsch“ stand, war man Bürger zweiter oder dritter Klasse.

Verständlich, dass deshalb vieles verloren ging: Die meisten Russlanddeutschen konnten kein Deutsch mehr, als sie endlich aus der Sowjetunion ausreisen durften.

Dieses geschah dann in den 80er und 90er Jahren. Ganze Clans, ganze Dorfgemeinschaften machten sich auf den Weg zurück in die Heimat der Vorfahren, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Hier angekommen erlebten sie allerdings, was ein Mann mir gegenüber einmal mit folgendem Satz auf den Punkt gebracht hat: „In Russland waren wir immer nur die Deutschen. Und in Deutschland sind wir die Russen. Wir gehören nirgends dazu.“

Da Russlanddeutsche zum überwiegenden Teil evangelisch sind, hatte ich in meiner Zeit in Bergen sehr viel mit ihnen zu tun, habe sie kennen und vor allem lieben gelernt.

„Nur die engste Familie ...“



Immer wieder bewundernswert finde ich den enormen Familienzusammenhalt dieser Menschen.

Ein junges Paar feierte Hochzeit. Beide leben seit ihrer Grundschulzeit schon in Deutschland, nur ein ganz leichter russischer Akzent verrät ihre Herkunft. Wir haben alle wichtigen Fragen geklärt. Das junge Paar, beide erst neunzehn, strahlte mich zufrieden an.

„Eine Frage noch“, sagte die Braut. „Können wir die Challe nach der Hochzeit mieten?“

„Entschuldigung, ich habe Sie nicht ganz verstanden.
Was wollen Sie mieten?“

„Die Challe. Wo nach dem Gottesdienst immer Kaffee ist. Ist sehr schön, auch mit eigener Küche!“

Der Groschen fällt. Sie wollen in unserem Gemeindeaal – der Halle, wie Braut es nennt – noch ein bisschen feiern.

„Oh, ich verstehe! Das ist kein Problem, am kommenen Samstag ist sie frei, kostet aber fünfzig Euro Kaution, falls etwas kaputt geht. Und siebzig Euro Miete.“

„Das macht nichts! Wir sammeln vorrr Kirrrche. Gibt jeder einen Euro, können wirrr noch Spende firrr Kirrrche machen.“

Ich rechne im Stillen nach.

„Oh, dann kommen aber sehr viele Gäste zu eurer Hochzeit.“

„Nein, nicht viele!“, lacht der Bräutigam. „Nurrr engste Familie. So hundertzwanzig Leute.“

Siebzehn Strophen



Ein alter Mann ist gestorben. Auch Russlanddeutscher. Vor der Beerdigung versammelt sich die Familie um den offenen Sarg. Ich spreche den Valet-Segen.

Eine alte Frau mit Kopftuch kommt auf mich zu.

„Frau Pfarrer, ist möglich, dass wirrr singen Lied firrr Toten? Firrr seine Seele?“

„Aber ja, natürlich!“, sage ich und trete ein wenig zurück.

Nun formiert sich ein ganzer Chor aus Kopftuch tragenden älteren Frauen.

Sie beraten sich kurz.

Und stimmen dann ein Lied an.

An den Text kann ich mich nicht genau erinnern. Aber das Wort „Paradies“ spielte eine wichtige Rolle.

Sie singen sehr langsam, sehr klagend, sehr getragen.

Die erste Strophe ist zu Ende. Sie stimmen die zweite Strophe an. Und die dritte.

Der Herr vom Friedhofsamt betritt den Raum, schaut mich auffordernd an und hustelt.

Die alten Damen haben sich jetzt aber erst richtig warm gesungen. Auf zur vierten, fünften und sechsten Strophe! Und nun singt die ganze Familie mit.

Der Herr vom Friedhof nimmt mich zur Seite.

„Frau Pfarrer, was meinen Sie, wie lang das hier noch dauert?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wir müssten jetzt wirklich den Sarg zu machen und zum Grab gehen, die ersten Gäste von der nächsten Beerdigung sind schon da!“

„Ich kann es doch auch nicht ändern. Wollen Sie etwa diese frommen Leute beim Singen unterbrechen? Wie pitetätslos ist das denn bitte?“

Inzwischen ist die neunte Strophe verklungen.

Ich habe genau mitgezählt. Es folgten acht weitere. Dann schlossen die alten Damen wieder ihre Gesangbücher. Die Wortführerin kam wieder auf mich zu: „Nun sind wirrr bereit. Bringen wirrr den Leib zur Ruh!“

In einem langen Zug machten wir uns auf den Weg zum Grab. Der Sarg wurde abgesenkt.

Und wieder: „Frau Pfarrerin, ist es Ihnen recht, wenn wirrr singen noch ein Lied?“

Nie wieder habe ich Beerdigungen so schön und so bewusst erlebt, wie bei diesen alten Leuten aus Russland. Während wir den Tod möglichst weit aus unserem Leben weg drängen, kommen bei ihnen alle den offenen Sarg um in Würde und Ruhe Abschied zu nehmen.

Dadurch muss man zwar als Pfarrerin manchmal etwas Geduld mitbringen.

Das „kleine Lied“, das die alten Mütterchen dem Toten noch singen wollen, hat selten weniger als siebzehn Verse. Ich vermute aber, dass es sich so leichter mit einem Verlust leben lässt, als bei unseren „Ex und hopp“-Beerdigungen, wo es nur darum geht, möglichst schnell wieder zur Tagesordnung überzugehen.

Von diesen Menschen habe ich viel gelernt.

Anastasia



Samstag Vormittag. Es klingelt an der Tür. Ich öffne.

Vor der Tür steht, sehr bescheiden die Blicke gesenkt, ein älteres Ehepaar. Ich sehe auf den ersten Blick, dass es Russlanddeutsche sind. Und zwar an dem Kopftuch. Alle älteren Frauen mit russlanddeutschem Hintergrund tragen eins. Als ich öffne, nimmt der Mann respektvoll seine Mütze ab.

„Ist möglich, Pfarrerin zu sprechen?“, fragt er.

„Ja, das bin ich, kommen Sie doch herein.“

Die beiden betreten etwas scheu mein Arbeitszimmer.

Der Mann ergreift wieder das Wort.

„Wir wollen feiern Taufe.“

„Oh, ein Enkelchen? Herzlichen Glückwunsch!“

„Nein, nein!“, meldet die Frau sich zu Wort. „Bin ich. Ich bin noch nicht getauft.“

Und sie erzählen.

Beide gehören sie zu der Generation, die als Kinder mit ihren Eltern von der alten Heimat an der Wolga nach Sibirien verschleppt worden sind. Als sie sich dort kennenlernen, war er sechzehn und sie vierzehn. Sie mochten sich. Und zwar so sehr, dass sie mit fünfzehn schwanger wurde. Also wurde geheiratet. Seitdem führen sie ihre

Ehe, gemäß ihrem Versprechen, in guten und in bösen Tagen, durch Höhen und Tiefen, durch Zeiten von Hunger und Zwangsarbeit hindurch. Inzwischen haben sie acht längst erwachsene Kinder, viele Enkel, viele Urenkel.

Einer ihrer Urenkel heißt Waldemar.

In dem Moment macht es in meinem Hirn klick. Ich frage nach dem Nachnamen. Und richtig: Waldemar ist in meiner neuen Konfirmandengruppe. Auch hier sind vierzehn der sechzehn Jugendlichen Kinder aus russlanddeutschen Familien.

Waldemar soll in wenigen Monaten konfirmiert werden.

Anlässlich der Konfirmation ihres Urenkels kamen der alten Dame, Anastasia hieß sie, nun viele Fragen. Zwar war sie immer gläubig und fromm, besuchte auch oft die Gottesdienste. Da es aber während der Sowjetzeit und in Sibirien schlicht unmöglich war, an kirchlichem Leben teilzunehmen, war sie eben noch nicht getauft. Trotz ihrer zweiundachtzig Jahre.

„Und was sagt liebe Gott, wenn ich komme und bin nicht getauft? Ist wie gehen auf Hochzeit ohne schönes Kleid!“

Ich beruhigte sie.

„Ich glaube nicht, dass es für Gott ein Problem ist, dass sie nicht getauft sind. Sie sind doch trotzdem sein Kind.“

„Ich weiß. Aber ich will getauft werden. Ist besser.“

Wir haben uns drei mal getroffen.

Jedes mal erzählte mir Anastasia etwas aus ihrem Leben. Krieg, Hunger, harte Arbeit, Vertreibung – alles hat sie überstanden. Und doch strahlten ihre Augen und immer wieder sagte sie: „War schwer, sehr schwer. Aber Gott war bei mir. Ich bin gesund. Habe guten Mann, fleißigen Mann. Kinder gesund. Viele Enkel, alle gesund. Ich bin dankbar. So dankbar.“

Ich glaube, dass nur wenige Menschen ihre Taufe so bewusst und mit so tiefer innerer Überzeugung empfangen haben wie Anastasia. Im Alter von dreiundachtzig Jahren haben wir sie in die Kirche aufgenommen. Ich predigte über Abraham, den Vater des biblischen Glaubens. Auch der hat sich im hohen Alter noch aufgemacht, in ein neues Land, in eine neue Heimat. Weil Gott ihm versprochen hat, mitzugehen und ihn auf dem Weg zu begleiten.

Wenige Wochen nach Anastasias Taufe wurde Waldemar, ihr Urenkel, konfirmiert. Normalerweise begleiten die Paten die Konfirmanden an diesem Tag zum Altar und legen bei der Einsegnung die Hände mit auf. Waldemar hatte keine Paten und auch die Eltern wussten mit dem Glauben wenig anzufangen. Aber Anastasia war da und während ich Waldemar seinen Konfirmationsspruch vorlas, stand sie hinter ihm und betete für ihren Urenkel.

Kurze Zeit später ist Anastasia gestorben. Ihr Mann, mit dem sie fast siebzig Jahre verheiratet gewesen war, war traurig, aber sehr gefasst.

„Wir werden uns bald wieder sehen!“, sagte er im Trauergespräch. „Muss man nur ein wenig Geduld haben. Wird alles gut.“

Auf ihrem letzten Weg begleitete sie nicht nur die engste Familie (die mit Kindern, Enkeln und Urenkeln schon allein über sechzig Personen ausgemacht hätte), sondern ihre ganze ehemalige Dorfgemeinschaft. Die Kirche platzte derart aus allen Nähten, wie ich das vorher nur an Weihnachten erlebt hatte.

Als Beerdigungstext für Anastasia habe ich einen Abschnitt aus dem Brief des Paulus an die Philipper ausgesucht: *„Unser Bürgerrecht aber ist im Himmel, woher wir auch erwarten den Heiland Jesus Christus, der unseren sterblichen Leib verwandeln wird, dass er gleich werde seinem verherrlichten Leibe nach der Kraft, mit der er sich alle Dinge untertan machen kann.“*

Unser Bürgerrecht ist im Himmel. Und da wird niemand uns vertreiben, da brauchen wir keinen Pass und

keine Aufenthaltsgenehmigung. Da werden wir bei Gott zuhause sein, und der fragt weder nach unserer Herkunft, noch nach unserer Sprache.

Der Name Anastasia bedeutet übersetzt „Auferstehung“.

„Krieg ist nicht Kindergeburtstag!“



Einmal machte ich einen Krankenbesuch bei einer alten Frau. Auch sie war Russlanddeutsche. Sie war operiert worden, nun wieder zu Hause und hatte sich ausdrücklich gewünscht, dass ich mal vorbei komme und in ihren vier Wänden mit ihr und ihrer Tochter, die auch schon um die sechzig Jahre alt war, das Heilige Abendmahl feiere.

Die Feier des Heiligen Abendmahls nimmt in der Frömmigkeit vieler Russlanddeutscher einen sehr wichtigen Stellenwert ein. So bin ich dieser Bitte sehr gern nachgekommen und habe mich mit dem Abendmahlskoffer (der Kelch und Patene im Kleinformat sowie ein Kruzifix enthält) zu den beiden Frauen aufgemacht.

Sie luden mich dann noch auf eine Tasse Kaffee ein, und ich nahm die Einladung gerne an. Wir kamen ins Reden.

„Wie lange leben Sie denn jetzt schon in Deutschland?“

„Seit 1992. Unsere ganze Familie ist ausgewandert. Mein verstorbener Mann, ich, unsere drei Töchter, die Enkel, die Urenkel. Über zwanzig Personen. Wir wollten, dass die Enkel es besser haben. Am Anfang war es schwer. Vor allem die Sprache. Aber die Enkel und Urenkel haben sich sehr schnell eingewöhnt.“

„Ich verstehe. Und wo genau kommen sie ursprünglich her?“

„Na, vor dem Krieg haben wir gelebt an der Wolga.
Dann kam Krieg. Dann wurde es schwer.“

Das hatte ich nun schon oft gehört.

„Wie alt waren Sie denn damals?“

„Zwölf Jahre ...“

Ich sehe an ihrem Blick, dass ihre Erinnerungen nun wieder in die Zeit damals zurückkehren.

„Sie haben unser Dorf niedergebrannt. Viele sind gestorben.“

Mir lief es kalt den Rücken hinunter. Zwölf Jahre. Und erleben, wie das eigene Dorf, der eigene Hof, niedergebrannt wird.

„Wer hat das getan? Russen?“

„Pah!“

Sie sitzt auf einmal aufrecht und ich sehe Wut in ihren Gesichtszügen.

„Russen, Deutsche, es ist doch egal! Es war Krieg! Krieg ist Krieg. Krieg ist nicht Kindergeburtstag. Die oben wollen kämpfen. Die unten leiden. Es waren nicht Russen. Es war die Wehrmacht.“

„Aber warum brennen die ein deutsches Dorf nieder?“

„Warum, warum! Weil es ihnen im Weg war. Oder weil sie dachten, es leben Russen dort. Wäre es besser gewesen, wenn sie ein russisches Dorf niedergebrannt hätten?“

„Was geschah dann?“

„Ich habe meinen kleinen Bruder an die Hand genommen und wir rannten. Alle rannten. Wie die Hasen.“

Sie lachte bitter auf.

„Wir wurden von unserer Mutter getrennt. Vater war sowieso schon im Arbeitslager. Wir haben uns im Wald versteckt. Es war Herbst. Es gab Pilze. Wir haben rohe Pilze gegessen. Aber wir hatten solchen Hunger! Und es war so kalt. Drei Nächte haben wir es ausgehalten. Dann habe ich zu meinem Bruder gesagt: Ludwig, wir müssen weiter. Ein Haus finden. Einen Bauernhof. Vielleicht sind da Leute, die uns Brot geben. Vielleicht können wir dafür

arbeiten.“

Dann haben sie sich auf den Weg gemacht. Tage lang sind sie durch Sümpfe und Wälder geirrt. Bis sie irgendwann zu einem Dorf kamen.

Es war ein russisches Dorf. Sie waren deutsche Kinder. Und es war Krieg.

„Da war ein Bauernhof. Wir haben an die Tür geklopft und die Bäuerin machte auf. Ich sagte: Bitte, wir haben solchen Hunger. Geben Sie uns ein Stück Brot!“

Der Bauer kam heraus. Sergej hieß er. Als er an der Sprache der Kinder hörte, dass es Deutsche sind, brüllte er vor Wut auf, riss seine Schrotflinte vom Haken und legte auf Ludwig, den kleinen Bruder, an. Olga, seine Frau, warf sich todesmutig dazwischen: „Sergej, was tust du, es sind doch noch Kinder!“

Der russische Bauer schrie und heulte. Deutsche Soldaten hatten seinen einzigen Sohn erschossen. Er war erst fünfzehn Jahre alt. Und da standen nun zwei Kinder vor ihm, Kinder des Feindes.

Olga, der Bäuerin, gelang gelang es nur mit Mühe, ihren Mann zu besänftigen. „Sergej, sie sind doch noch so klein. Sie können nichts dafür. Denk an ihre armen Eltern! Willst du, dass sie so leiden wie wir? Unser Sohn wird doch davon nicht wieder lebendig.“

Wie die Sache endete?

„Olga und Sergej haben uns aufgenommen. Sie haben uns zu essen gegeben, obwohl sie selbst nichts hatten. Natürlich, arbeiten mussten wir. Aber sie haben uns beschützt. Haben uns auch vor der Roten Armee beschützt. Haben gesagt, wir sind ihre Kinder. Haben uns andre Namen gegeben, russische Namen. Damit niemand es merkt. So haben wir überlebt.“

Und sie schließt: „Es gibt überall gute Menschen. Überall. Russen, Deutsche, Franzosen, Neger. Ist egal. Ist nicht wichtig. Herz ist wichtig.“

Die Tochter meldet sich zur Wort. Schüchtern lächelnd sagt sich: „Ich heiße Olga.“

„Ja. Wie die Frau, die uns gerettet hat. Ich habe versprochen, wenn ich Kinder habe, nenne ich sie Olga und Sergej. Nun habe ich aber nur drei Töchter.“

„Schade“, sage ich.

„Nicht schade“, sagt Olga. „Mutter hat nur Töchter. Aber ich habe einen Sohn. Und der heißt Sergej.“

„Sie sind tapfer für ein Mädchen!“



Auch in meiner neuen Gemeinde in Bergen hatte ich Schulklassen zu unterrichten. Eine davon war eine neunte Klasse Hauptschule – und es waren fast ausschließlich russlanddeutsche Jugendliche darin. Manche Kollegen und Kolleginnen bedauerten mich schon im Vorfeld.

„Oh je du Arme! Diese Jugendlichen sind doch immer so schwierig.“

Anfangs sah es so aus, als sollten diese Kollegen recht behalten. Was für ein vorlauter, unverschämter Haufen! Die Mädchen extrem zickig. Die Jungs immer einen auf „dicke Hose“. Wenn sie nicht wollten, dass ich mitbekomme, was los ist, unterhielten sie sich ungeniert auf Russisch, ohne überhaupt den Versuch zu unternehmen, das vor mir zu verheimlichen.

Wenn ich fragte, worüber geredet wird: „Das geht Sie doch nichts an, das ist unsere Privatsache!“

Der Rädelshörer hieß Vladimir, war schon siebzehn und rauchte Kette.

Es sah einige Wochen lang so aus, als würde ich da nie-mals einen Fuß auf den Boden bekommen. Doch dann geschah ein Wunder. Und zwar ein zunächst für mich sehr schmerhaftes.

Wieder mal versuchte ich, etwas zu erklären. Keiner hörte zu. Ich malte ein Schaubild an die Tafel. Dann zog ich die Tafel mit einer Hand nach unten, drehte mich dabei aber von der Tafel weg zur Klasse, um etwaige Wurfgeschosse aus den Bankreihen auszumachen, bevor sie mich am Hinterkopf treffen.

Was ich nicht bemerkte war, dass unter der Tafel das Lehrerpult stand. Die Tafel hatte ziemlichen Schwung, war ziemlich schwer und ich quetschte mir volle Kanne drei Fingerkuppen der rechten Hand zwischen der Tafel und der Kante des Lehrerpultes.

Der Schmerz war höllisch. Ich konnte nicht mal schreien, weil es mir sofort den Atem verschlug. Mir wurde schwarz vor Augen und ich sackte zusammen. Ich schaffte es gerade noch, mich auf den Schreibtischstuhl zu setzen, bevor es mir die Füße weg zog.

In der Klasse herrschte auf einmal absolute Stille. Sechzehn Augenpaare sahen mich voll an. Nun endlich hatte ich ihre uneingeschränkte Aufmerksamkeit.

„O je, Frau Müller, was ist passiert?“, fragte Katharina.

„Sind Sie verletzt?“, fragte Waldemar.

„Aua!“, sagte Sergius.

Vladimir stand auf und kam zu mir.

„Zeigen Sie mal!“

Wortlos hielt ich ihm die Hand hin.

„Boah, Frau Müller! Das wird ja jetzt schon übelst blau! Ich weiß genau, wie weh das tut! Wenn ich in Kasachstan frech war, hat der Lehrer mir immer mit dem Rohrstock auf die Finger geschlagen. Das sah genau so aus! Und Sie weinen nicht mal!“

Und dann kam es voller Anerkennung:

„Sie sind sehr tapfer für ein Mädchen!“

Alle anderen Jungs der Klasse nickten zustimmend. Zwei Mädchen liefen los und organisierten einen Eisbeutel. Vladimir gab mir derweil Tipps: „Sie müssen die Hand hoch halten. Dann schwilkt es nicht ganz so schlimm an!“

Den Rest der Stunde haben wir uns einfach unterhalten. Sie haben mir von Kasachstan und Russland erzählt. Was dort ganz anders ist als hier. In der Schule geht es zum Beispiel viel, viel strenger zu.

„Hier reden die Lehrer immer nur. Wenn man in Kasachstan frech ist, gibt es Schläge.“

„Aber das ist doch auch nicht gut!“, sagte ich.

„Warum nicht?“, fragte Sergius. „Da weiß man wenigstens, dass es ernst ist. Hier weiß man nie, ob es ernst ist, oder ob die Lehrer nur so tun!“

„Bist du bescheuert? Schläge sind voll scheiße!“, sagte Katharina. „Aber Sie müssen einfach strenger sein mit uns. Sie sind zu nett!“

Alle nickten zustimmend.

„Ich finde es halt blöd, wenn man immer erst schreien oder Strafen androhen muss, damit was passiert“, erklärte ich. „Warum macht ihr nicht einfach, was man euch sagt? Wir könnten so einen tollen Unterricht haben, wenn ihr nicht dauernd so rumzicken würdet. Meint ihr, mir macht das Spaß, jedes mal der Hälfte der Klasse einen Verweis zu geben?“

„Okay. Entschuldigung, Frau Müller. Wir meinen das ja nicht so. Eigentlich sind wir ganz nett.“

Wieder nickten alle.

„Na gut“, sagte ich. „Ihr reißt euch von jetzt an mehr zusammen. Ich sehe zu, dass ich etwas strenger werde, wenn ihr das unbedingt so haben wollt.“

Wir sind, nach diesem Zwischenfall, viel besser miteinander ausgekommen. Fast die ganze Klasse hat für ihren Qualifizierenden Hauptschulabschluss das Fach Religion gewählt. Meine Gruppe hatte im Quali-Fach Religion einen Schnitt von 2,0. Ich war sehr stolz auf sie.

Evangelische Jugend



Etwa zwei Jahre nach meinem Einstand in Bergen kam ein Anruf vom stellvertretenden Dekan. Er wolle mal mit mir sprechen. Er hätte da ein Angebot.

„Und worum geht es?“, fragte ich, als wir zwei Tage später in meinem Wohnzimmer bei einer Tasse Kaffee zusammensaßen.

„Sie wissen ja, dass wir hier im Dekanat eine halbe Pfarrstelle frei haben, die speziell der Jugendarbeit gewidmet ist. Nun kann das ja keiner einfach so nebenher machen. Also haben wir überlegt, diese halbe Stelle noch mal in zwei Viertelstellen zu teilen. Und eine davon würden wir gern Ihnen anvertrauen.“

„Mir?“, fragte ich entgeistert. „Wie kommen Sie denn darauf?“

„Naja, wir haben ja auch so unsere Verbindungen. Und es ist halt relativ bekannt, dass Sie mit den jungen Leuten gut können. Also haben wir beschlossen Sie zu fragen, ob Sie diesen Posten übernehmen wollen. Dafür müssten Sie dann nicht mehr unterrichten.“

So wurde ich zur Dekanatsjugendpfarrerin, genauer gesagt: Ich war eine von zwei Dekanatsjugendpfarrerinnen, zusammen mit meiner Kollegin Margit.

Twitter



Die Dekanatsjugendkammer ist ein Gremium bestehend aus gewählten Vertretern der Evangelischen Jugend

in einer bestimmten Region, in diesem Fall des Dekanats Bergen. Als Jugendpfarrerin war ich nun ein Teil davon.

Alle vier Wochen saßen wir zusammen: Jugendliche zwischen vierzehn und achtzehn, zwei erwachsene Mitarbeiter der Evangelischen Jugend und ich. Die Leitung hat keiner der Erwachsenen, sondern ein Jugendlicher.

Da wird dann alles mögliche geplant und besprochen: Welches Programm bieten wir in den Sommerferien an? Fahren wir dieses Jahr zusammen auf den Kirchentag? Wie kommen wir an neue Jugendliche? Wie bringen wir unser Programm in den Schulen ein? Dabei gab es immer Unmengen von Chips, Cola und Limo.

Neben mir saß, in meiner ersten Sitzung mit diesem Gremium, ein vorwitziger 14jähriger, der die ganze Zeit auf seinem Laptop tippte.

„Wie heißt du?“, hatte ich in der Vorstellungsrunde gefragt.

„Keks.“

„Wie, Keks? Ist das dein Spitzname?“

„Jo.“

„Und wie heißt du richtig?“

„Fischer.“

„Komm, verarsch mich mal nicht. Ich will wissen, wie ich dich ansprechen soll!“

Er grinste mich breit an.

„Na, Keks natürlich. Alle nennen mich Keks.“

„Na gut, dann halt Keks.“

„Na, geht doch.“

Jetzt beugte ich mich interessiert zu ihm hinüber.

„Was schreibst du da eigentlich die ganze Zeit?“

„Ich twittere.“

„Was machst du? Zeig mal her.“

„Also, das ist meine Timeline. Da schreibt man einfach, was man halt so gerade macht.“

„Wie SMS?“

„Nein. Twitter ist Twitter. Das kann man nicht erklären, das muss man einfach machen.“

„Und du schreibst da alles, was gerade passiert?“

„Nur wenn ich Lust habe.“

„Und wenn ich jetzt auf's Klo gehe, dann schreibst du:
Wir haben Sitzung und Christiane geht auf's Klo?“

Er grinst. „Hey, danke für den Tipp!“

„Bloß nicht! Ich warne dich! Können das alle lesen?“

„Im Prinzip ja, aber eigentlich interessiert das eh nur die eigenen Follower.“

In der nächsten Viertelstunde bekam ich von „Keks“ dann einen Crashkurs „Twitter für Anfänger“. Seitdem twittere ich munter vor mich hin. Inzwischen habe ich ungefähr 780 Follower.

Pfarrer spielen „Bullshit Bingo“



Auch etliche meiner Kollegen sind auf Twitter unterwegs und die besten von ihnen waren es schon lange bevor Bischöfe oder Päpste das Medium für sich entdeckten.

So hatten wir oft viel Spaß.

Besonders auf Pfarrkonferenzen.

Bei einer Pfarrkonferenz treffen sich die Pfarrerinnen und Pfarrer eines Dekanates in Abständen von zwei Monaten. Neben dem Abgleich von Terminen und Veranstaltungen geht es meist um irgendwelche fürchterlich relevanten und zugleich schrecklich langweiligen Dinge wie die Einführung eines neuen Buchungssystems in kirchlichen Kindergärten, die neuen Richtlinien zur Abrechnung der Gabenkasse und ähnliches Zeug. (Na gut, manchmal ist auch ein interessanter theologischer oder seelsorgerlicher Vortrag dabei, aber eher selten.)

Auf Pfarrkonferenzen geht es im Wesentlichen zu wie

in der Schule. Nur dass dabei Kaffee getrunken wird. Ansonsten sind die Parallelen wirklich erstaunlich.

Der Dekan sitzt mit seiner Sekretärin (die das Protokoll schreibt) vorne und moderiert die Veranstaltung. In seiner unmittelbaren Nähe sitzen die Streber, die sich immer wieder eifrig zu Wort melden. Und weiter hinten sitzen solche Gestalten wie ich – und die Sorte Kollegen, die Twitter nutzte, bevor es jeder Depp tat.

Während andere dann mehr oder weniger gelangweilt den goldenen Worten des Referenten über das neue Buchungssystem lauschten, spielten wir via Twitter „Pfarrkonferenz-Bullshit-Bingo“.

Die Regeln sind gegenüber dem Original etwas vereinfacht. Jeder überlegt sich fünf Floskeln, von denen er meint, dass sie auf dieser Veranstaltung fallen werden. Diese schreibt er auf einen Zettel und hakt sie ab. Bei der vorletzten twittert er: „Bullshit!“

Bei der letzten „Bullshit Bingo!“

Beliebte Floskeln und Begriffe waren dabei: „Gabenkasse“, „Konsolidierungsprozess“, „Landesstellenplanung“, „Nachwuchsmangel“, „da muss man tolerant sein“, „wir sollten hier ...“, „unsere muslimischen Mitbürger“, „Gesamtkirchenverwaltung“, „Fehler im System“, „Kundenorientierung“ und „da könnte ja jeder kommen“.

Inzwischen tummeln sich leider auch Bischöfe und sonstige kirchliche Obrigkeiten auf Twitter, was manche von uns veranlasst hat, ihren Account zu ändern. Käme mir nicht in den Sinn. Ich habe den unkomplizierten Kontakt gerade zu Menschen, die mit Kirche nichts zu tun haben, immer als sehr erfrischend erlebt und twitttere deshalb unverdrossen weiter. Nur nicht mehr von Konferenzen.

Don Rolando



Dass ich mich in Bergen mit den meisten evangelischen Kollegen und Kolleginnen blendend verstanden habe, dürfte nach dem vorigen Kapitel klar sein. Mein absoluter Lieblingskollege war aber der katholische Nachbar der Kirchengemeinde „Zu den Heiligen Schutzengeln“.

Roland heißt er, aber ich nannte ihn im Stillen immer Don Rolando.

Don Rolando war, als ich meinen Dienst in Bergen antrat, schon über 70 Jahre alt. Und er ist ein Revoluzzer. Für mich ein lebendes Beispiel dafür, wie die katholische Kirche sein könnte, wenn nicht verknöcherte Konsevative am Ruder säßen. Und auch ein lebendes Beispiel dafür, dass Mut zum Widerstand gegen unsinnige Regeln sich bezahlt macht, wenn man Menschen an seiner Seite hat, die einen unterstützen.

Don Rolando scharte um sich all die Katholiken, die mit der herkömmlichen römisch-katholischen Doktrin nichts anfangen konnten. Über Vorschriften aus Rom oder Bamberg (dem zuständigen katholischen Bistum) setzte er sich freundlich lächelnd, aber sehr entschieden hinweg.

In seinem Pfarrgemeinderat saßen neben Katholiken auch zwei Protestanten, was natürlich streng verboten ist. Über dem Kirchplatz flatterten Gebetsfahnen aus Tibet. Niemals trug er die für katholische Kollegen obligatorische „Amtstracht“ bestehend aus schwarzem Hemd und weißem Stehkragen.

„Wie soll man Sie denn auf der Straße als Geistlichen erkennen?“, rügte ihn ein Vorgesetzter.

Antwort: „Die Leute wissen auch ohne Priesterkragen, wer ich bin. Wenn sie es nicht täten, säße ich zu viel in meiner Amtsstube und wäre zu wenig bei den Menschen.“

Er pflegte gute Kontakte zu christlichen und muslimischen Palästinensern in Bethlehem und zu afrikanischen Ordensschwestern, die dort, wo die Krankheit AIDS am schlimmsten wütet, Kondome an die Bevölkerung verteilten. Was natürlich, nach offizieller römischer Kirchenlehre, ebenfalls verboten ist.

Während sich im Umland die Bankreihen leerten, saßen bei Don Rolando an ganz normalen Sonntagen 600 Gläubige in der Messe.

Kennengelernt haben wir uns, als ein junger Mann aus meiner Gemeinde sich das Leben nahm. Er sprang aus dem zwölften Stock seines Wohnhauses. Da er einen Rosenkranz in der Hosentasche hatte, gingen die Rettungskräfte fälschlicherweise davon aus, dass er katholisch sein muss und informierten Don Rolando und nicht mich. Wir haben die Trauerfeier dann aber zusammen gehalten.

Oft, wenn ich Probleme hatte, habe ich mit ihm darüber gesprochen. Und er sah die Dinge immer erfreulich nüchtern und von einer Seite, die ich selber nicht wahr genommen hätte.

„Mensch Roland, so ein Mist, zehn von den superfrommen Leuten aus meiner Gemeinde haben mir letzte Woche gesagt, sie treten aus der Kirche aus. Wegen mir.“

Don Rolando klopfte mir auf die Schulter.

„Na, Gott sei Dank!“

„Ja, aber die haben sich über mich beschwert! Beim Regionalbischof!“

„Na und? Was meinst du, was ich dauernd für Briefe und Mails kriege! Die schwärzen mich ständig an. Einer von der Bande sitzt jeden Sonntag bei mir in der Messe und notiert sich meine Predigt. Damit geht er dann nach Bamberg. So ein Idiot. Das könnte er viel einfacher haben. Schließlich verschicke ich meine Predigten als Newsletter an jeden, der sie will!“

Er lachte.

„Und wie gehst du damit um?“, fragte ich.

„Wie ich damit umgehe? Ich begrüße zu Beginn jeder Messe ausdrücklich auch den Herrn vom KaSi.“

„Von ... was?“

„KaSi. Katholischer Sicherheitsdienst.“

Jetzt lachte ich.

„Hast du keine Angst, dass die dich aus dem Dienst entfernen?“

„Mit 72 Jahren? Machst du Witze? Was wollen sie denn machen? An meinem 70. Geburtstag legten sie mir nahe, in Rente zu gehen, angeblich aus Sorge um meine Gesundheit. Die können mich.“

„Aber mit 75 musst du dann, oder?“

„Sagt wer?“

„Und wenn die dich einfach absetzen?“

„Dann treten am nächste Tag 1000 gläubige Katholiken aus der Kirche aus. Und das können die sich nicht leisten.“

„Und was rätst du mir?“

„Mach dein Ding. Mach es so gut du kannst. Kümmere dich um die, bei denen das ankommt. Die anderen werden sich dann schon verkrümeln.“

Leider sollte er nicht recht behalten.

Jessy



Das Beste, was ich nach vier Jahren Dienst in Bergen mitnehmen konnte, war und ist nichts Berufliches. Sonderne meine Tigerkatze Jessy.

In Bergen bin ich auf die Katze gekommen. Das war so. Eines Tages im Sommer saß ich bei offener Terrassentür lesend im Wohnzimmer. Auf einmal spazierte eine wunderschöne, beigefarbene Angorakatze zur Tür herein. Tat so, als ob sie schon immer hier wohnt, sprang elegant

auf's Sofa und legte sich zum Schlafen nieder.

Ich war perplex.

„Was willst du denn hier?“, fragte ich sie.

Aber die Katze erteilte keine Auskunft.

Mir aber wurde klar, was mir seit Jahren gefehlt hat: Eine Katze. Ich hoffte und betete, dass die Angoramieze vielleicht keinen Besitzer hat und bei mir bleibt. Bei näherer Betrachtung stellte ich fest, dass es sich um einen Kater handelte. Und er hatte eine Nummer ins Ohr tätowiert. Na gut, also gehört er jemanden, wie schade.

Nach mehreren Telefonaten, unter anderem mit dem örtlichen Tierheim, war die Besitzerin des Katers ausgemacht. Eine Frau, die vor kurzem aus der Nachbarschaft ans andere Ende der Stadt gezogen war.

„Ich weiß gar nicht, was ich noch machen soll!“, klagte sie, als sie ihren Kater bei mir abholte. „Dauernd haut er ab. Quer durch die ganze Stadt. Neulich lief er zum Bahnhof und bestieg einen Zug nach Hamburg. Erst als er dort angekommen war, kam jemand auf die Idee, mich ausfindig zu machen.“

Zwei Tage später saß der Kater wieder auf meiner Terrasse.

Das gleiche Spiel noch drei mal.

„Wissen Sie was?“, fragte die Besitzerin. „Beim nächsten Mal dürfen Sie ihn behalten!“

Ich frohlockte.

Doch leider tauchte der Kater nie mehr auf. Weder bei mir, noch bei seiner Besitzerin. Vielleicht hat er einen Flieger nach Dubai bestiegen.

Aber ich war auf den Geschmack gekommen und zwei Wochen später holte ich Jessy aus dem Tierheim, eine wunderhübsche, getigerte Katzendame, die von ihren vorigen Besitzern wegen einer Allergie abgegeben worden war. Jessy bereichert seit dem nicht nur mein privates, sondern auch mein berufliches Leben.

Konfirmandenunterricht. Ich sitze mit den Konfis in der Kirche und erkläre ihnen die Bedeutung des Altars und des Taufsteins. Die Tür steht offen. Eine braune Tigerkatze schreitet huldvoll und mit erhobenem Schwanz durch den Mittelgang. Die Konfirmanden recken die Hälse. Und einer kommentiert das Geschehen mit den gewählten Worten: „Frau Müller, eine Katze betrat eben dieses Gotteshaus!“

„Ja, das ist meine!“

„Dürfen Tiere denn auch in die Kirche?“

„Natürlich. Gott hat sie erschaffen.“

„Ui, darf ich mal meinen Hund mitbringen?“

„Und ich meinen Goldfisch?“

„Und was ist mit Elefanten?“

Taufgespräch. Jessy betritt das Pfarrbüro. Die große Schwester des Täuflings, die sich seit einer halben Stunde furchtbar langweilt, ist begeistert.

„Mama, guck, eine Katze, ist die süüüüüß!“

Während nun die große Schwester mit meiner Katze spielt, können wir ganz in Ruhe unser Gespräch zu Ende führen.

Predigtvorbereitung. Mir fällt nichts ein. Jessy springt auf die Rücklehne meines Schreibtischstuhls, drapiert sich wie ein lebendiger Pelzkragen um meinen Nacken und schnurrt mir zärtlich ins Ohr. Auf einmal sprudeln die Ideen.

Ich bin dem lieben Gott sehr dankbar, dass er mir diese treue vierpfotige Begleiterin an die Seite gestellt hat. Ich hoffe, dass er sie mir noch lange erhält.

Humor ist, wenn man trotzdem Christ bleibt



In der Stellenausschreibung für St. Salvator war mir aufgefallen, dass der Kirchenvorstand hier ausdrücklich jemanden gesucht hat, der mit einem bestimmten Frömmigkeitsstil etwas anfangen kann. Zur Erklärung: Evangelisch ist nicht gleich Evangelisch. Es gibt in der evangelischen Kirche sehr unterschiedliche Gruppierungen. Liberale und progressive, sehr streng gläubige und etwas kritischere und vor allem eine breite Strömung, denen es sehr wichtig ist, dass der Einzelne eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus aufbaut.

Ich selbst stehe irgendwo in der Mitte. Mir ist mein Glaube und meine persönliche Beziehung zu Gott sehr wichtig. Ich bete gern und viel. Ich bin überzeugt, dass Gott da ist, dass er mich auf meinem Weg begleitet, dass er wirklich real ist und dass es um die Welt besser bestellt wäre, wenn alle Menschen das glauben und danach handeln würden.

Ich kann aber sehr gut damit leben, dass in der Bibel z.B. nicht alles wortwörtlich zu nehmen ist, dass es auch andere Religionen und Weltanschauungen gibt oder dass Schwule und Lesben heiraten dürfen.

Damit sitze ich immer zwischen allen Stühlen. Den Frommen bin ich zu liberal und den Liberalen zu fromm. Aber, so dachte ich, gerade das ist doch hier gefragt. Jemand, der beide Tendenzen verbindet und zwischen Christen unterschiedlicher Überzeugungen vermittelt. Um es kurz zu machen: Ich bin damit grandios gescheitert. Ich will niemandem die alleinige Schuld dafür geben. Vermutlich habe ich mich selbst auch etwas ungeschickt angestellt. Das Ergebnis waren aufreibende Konflikte im Kirchenvorstand, der mir nach knapp vier Jahren nahe legte, mir eine andere Stelle zu suchen.

Pfarrer ist nie ein leichter Job. Aber derart abserviert zu werden, hat mich schwer getroffen, zumal ich wirklich gern lange in Bergen geblieben wäre. Zum Beispiel hatte ich wieder angefangen, mein altes Hobby zu pflegen und in einem Chor zu singen, wodurch ich doch einige Freunde und oder zumindest gute Bekannte gewonnen habe. Auch die Kollegen und Kolleginnen waren wunderbar in dieser Stadt. Wir haben gut zusammengearbeitet.

Doch nun hieß es nach vier Jahren schon wieder Koffer packen. Das war bitter.

Zur Ehrenrettung der St. Salvator Gemeinde sei gesagt, dass sehr viele Menschen mir auch ihre Solidarität und ihr Bedauern über diesen Schritt ausgesprochen haben. Wieder einmal gilt: Man kann nicht alle über einen Kamm scheren.

Zu meinem Abschiedsgottesdienst kamen etliche Leute nicht. Interessant war aber, wer alles kam. Obwohl gerade Ferien waren, erschien fast das komplette Pfarrkapitel. Viele Jugendliche. Viele der russlanddeutschen Gemeindeglieder. Sogar der Oberbürgermeister, der sich sonst eher selten zu solchen Anlässen sehen ließ.

Und natürlich Don Rolando. Nachdem in den Grußworten mehrmals betont wurde, wie „schade“ es doch alle finden, dass ich gehe, kam Don Rolando zu mir und sagte: „Ich kann diese Heuchler kaum ertragen. Ich bin hier nur deinetwegen! Das kannst du mir glauben.“

Für alle evangelischen Kollegen sprach eine Pfarrerin aus einer Nachbargemeinde das Grußwort. Sie endete mit den Worten: „Humor ist, wenn man trotzdem Christ bleibt.“

Teil V *Ausstieg!*

Nun bin ich fast im „Heute“ angekommen.

Ich packte, nach vier Jahren in Bergen und vielen tränenerreichen Abschieden gezwungenermaßen ein weiteres Mal meine Siebensachen und zog in die Gegend, in das Dekanat, mit dem ich mich schon einmal, wenn auch nach anfänglichen Startschwierigkeiten, arrangiert hatte.

Ich ging aber nicht noch einmal nach Ebersburg (diese Stelle ist zurzeit nicht frei), sondern in die nahegelegene Kleinstadt Altdorf an der Ätz.

Altdorf hat 42000 Einwohner und ich kannte das Städtchen schon, weil ich von Ebersburg aus immer hierhin zum Einkaufen gefahren oder ins Kino gegangen war.

Zum Glück konnte ich hier auch schon etliche Menschen, musste nicht auf's Neue den Dialekt lernen. Mit den örtlichen Gebräuchen war ich ebenfalls schon halbwegs vertraut. So habe ich mich diesmal sehr schnell eingelebt.

Vier weitere Jahre lang habe ich nun wacker getauft, getraut, konfirmiert, beerdigt, unterrichtet, besucht und verwaltet. Es hat mir Freude gemacht und ließ mich den Ärger in Bergen recht schnell vergessen. Ich hatte gute Mitarbeiter. Ein schönes Gemeindezentrum. Eine schöne Dienstwohnung. Ein solides Einkommen.

Meine Hobbys kamen auch nicht zu kurz. Ich schloss mich einem recht anspruchsvollen Konzertchor an und habe das Geige spielen wieder entdeckt.

Meinen vierzigsten Geburtstag feierte ich mit der ganzen Gemeinde, einfach weil ich froh und dankbar war, wie gut alles gerade lief.

Eigentlich hätte es jetzt gerne so weitergehen dürfen.

Wenn ich mich nur nicht dauernd so ausgelutscht gefühlt hätte. Immer öfter ertappte ich mich dabei, dass ich Aufgaben vor mir her schob oder bei einem weiteren Sterbefall dachte: „Ach nein, nicht schon wieder!“, und nicht: „Die armen Angehörigen!“

Ich fühlte mich müde. Ich hätte jederzeit im Stehen einschlafen können. Obwohl ich sehr gern predige und Predigten schreibe, begann ich nun, Entwürfe aus dem Internet zu ziehen oder meine eigenen Predigten von vor ein paar Jahren zu wiederholen.

Die Gemeinde merkte es nicht.

Eines Morgens kurz nach meinem einundvierzigsten Geburtstag wachte ich mit einem komischen Geschmack im Mund auf. Seltsam, fad, undefinierbar. Ich ging ins Badezimmer und hoffte, beim Zähneputzen diesen Geschmack los zu werden.

Das Zähneputzen funktionierte aber nicht, weil die Zahnbürste immer wieder völlig unkontrollierbar aus meinem rechten Mundwinkel rutschte. Ich schaute in den Spiegel. Zuerst sah ich nichts Ungewöhnliches. Dann aber fiel mir auf, dass meine rechte Gesichtshälfte sich nicht bewegen ließ. Ich versuchte, die Mundwinkel hoch zu ziehen. Der linke Mundwinkel ging nach oben, der rechte nicht. Ich blinzelte. Das linke Augenlid funktionierte wie gewohnt. Das rechte Auge konnte ich nicht schließen, es blieb ein weißer Spalt sichtbar.

Ich hatte mir eine Fazialiparese eingefangen. Eine Gesichtslähmung. Alle möglichen Untersuchungen führten zu keinem Ergebnis, woher es kam. Organisch fehlte mir überhaupt nichts. Der Gesichtsnerv hatte einfach bis auf weiteres seinen Dienst eingestellt. Dieser Nerv ist auch für Empfindungen in der Zunge verantwortlich. Daher

der seltsame Geschmack. Ich wurde für drei Wochen krankgeschrieben. In dieser Zeit wurde mir klar: Ich muss jetzt einfach die Reißleine ziehen.

Zwölf Jahre lang war ich Pfarrerin, wenn man das Vikariat mit rechnet. Fünfmal mal bin ich in diesen Jahren umgezogen, musste mich jedes mal neu eingewöhnen. Mein Privatleben blieb die meiste Zeit ziemlich auf der Strecke. Ich war täglich mit den geballten Emotionen meiner Gemeindemitglieder konfrontiert: Trauer und Verzweiflung bei Sterbefällen, Euphorie bei jungen Paaren, stilles Glück von Eltern bei der Geburt ihrer Kinder, emotionale Achterbahnfahrten bei Konfirmanden und Schülern, das Gefühl, jeden Tag zu geben und mitten drin zu stecken im Leben anderer. Jeden Tag musste ich mehrere, zum Teil widersprüchliche Rollen spielen: Vormittags strenge Lehrerin, nachmittags einfühlsame Trauerbegleiterin oder Miss Sunshine auf dem Geburtstagsbesuch, abends Managerin im Kirchenvorstand, dann wieder als Dienstvorgesetzte eine Angestellte rügen, sonntags auf der Kanzel die frohe Botschaft verkündigen.

Es gibt keinen Beruf, der gleichzeitig so wunderbar und so grauenvoll ist. Ich kann mir jedenfalls keinen vorstellen. Damit das Wunderbare wieder wunderbar werden kann, brauche ich eine Auszeit. Nicht zwei Wochen, nicht fünf Wochen. Sondern mindestens ein oder zwei Jahre.

Ich rechnete. Ich habe einiges zusammen gespart. Ich könnte jobben. Irgend etwas, was mir über die Runden hilft und mich emotional nicht allzu sehr fordert. Für ein bis zwei Jahre müsste das funktionieren. So wagte ich zum Januar 2015 nach zwölf Jahren im kirchlichen Dienst den einstweiligen Aussieg.

EPILOG

Lilien und Vögel

Die Reaktionen auf meinen Ausstieg waren sehr gemischt. Wer mich wirklich kennt, drückte mir anerkennend die Hand und sagte: „Ich verstehe dich. Gut so. Sorge nicht nur für andere, sondern auch für dich. Es wird sich schon alles irgendwie finden.“

Manche Menschen in meiner letzten Gemeinde waren sehr enttäuscht. „Warum hören Sie auf? Wir haben uns gerade an Sie gewöhnt!“

Eine Reaktion hat mich sehr bewegt. Ein eher stiller, besonnener Mann in den mittleren Jahren kam nach dem Gottesdienst auf mich zu: „Frau Müller, ich bin enttäuscht. Wissen Sie, dass ich Jahre lang nie im Gottesdienst war? Als Sie kamen, hat sich das geändert, weil Sie so predigen, dass man etwas damit anfangen kann und nicht über die Köpfe hinweg. Wo soll ich denn jetzt hingehen, wenn Sie nicht mehr da sind?“

Die weitaus häufigste Reaktion aber lautete: „Bist du verrückt? Dienstwohnung und volles A 13- Beamtengehalt! Wie kann man so etwas ohne Not aufgeben?“

Vermutlich gibt es Kollegen, die ihren Beruf über Jahrzehnte nur aus diesem einen Grund durchgehalten haben: Das solide Einkommen und die Dienstwohnung. Das ist gar keine Anklage. Die meisten müssen ja ihre Familien versorgen und können nicht so einfach auf ihr Gehalt verzichten. Aber andererseits: Was bleibt denn von der einstigen Berufung noch übrig, wenn einen nur noch

das Geld im im Pfarrerberuf festhält?

Ich bin nicht in erster Linie Pfarrerin und Amtsperson. Ich bin ein Kind Gottes. Ich war es mit schwarzem Talar und Beamtengehalt, ich bin es aber auch ohne Talar und ohne gesichertes Einkommen.

So schließt sich der Kreis.

Jesus sagte: Seht die Vögel unter dem Himmel! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in ihre Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seht die Lilien auf dem Felde! Ich sage euch, dass auch König Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht gekleidet war, wie eine von ihnen. Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge auch nur eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt?

Also lebe ich nun meine Tage, wie es eben kommt. Ich schreibe dieses Buch, ich unterrichte Schüler als Nachhilfe-Lehrerin für Englisch, ab und zu übernehme ich gegen Honorar eine Beerdigung. Ansonsten zehre ich vom Ersparten. Ich habe wieder Zeit für Freundschaften und Beziehungen. Schreibe Briefe mit der Hand. Genieße die Natur. Und gehe neue Wege.

Ganz loslassen kann ich meine Geschichte nicht. Mein Leben war zu eng verwoben mit diesem Beruf, aber auch mit den Menschen, denen ich in all den Jahren begegnet bin. Aber das ist auch gut so.

Es wird Frühling. Vielleicht unternehme ich eine Kreuzfahrt. Etwas Luxus, neue Länder, neue Eindrücke. Oder ich gehe den Jakobsweg. Das ist weniger luxuriös, aber viele haben auf diesem Weg wieder zu sich selbst gefunden.

Es gibt so vieles, was mich reizt und interessiert.

Irgendwann werde ich bereit sein, wieder auf eine Kanzel zu steigen. Mit neuer Kraft und neuer Überzeugung. So lange hängt mein Talar im Schrank und da hängt er gut.

